








GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Totentanz im Urnengrab

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115




# Totentanz im Urnengrab

## John Sinclair Nr. 399

***von Jason Dark***

***erschienen am 25.02.1986***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Totentanz im Urnengrab

Der zehnjährige Manuel entdeckte das Grauen zuerst! Manuel zählte zu den Rio-Ratten, zu den Armen, den Geknechteten, den Versagern und vom Schicksal Ausgestoßenen. Er hockte in einer stockfinsteren Ecke und öffnete den Verschluß einer Handtasche, die er am Nachmittag »gefunden« hatte. Plötzlich hörte er schleifende Schritte, die sich seinem Versteck näherten.

Trotz seiner jungen Jahre war Manuel ein Mensch, der die Gefahr sofort »roch«. Da stellte sich dieses kalte Gefühl ein.

Die Schauer der Furcht überliefen ihn, und seine großen Augen weiteten sich noch mehr, als er in die Finsternis starrte, ohne sie allerdings mit den Blicken durchdringen zu können…

Die Gasse war eng, fast zu eng für eine Flucht, und die Nische zwischen den beiden halb zerfallenen und manchmal bewohnten Abbruchhäusern war noch schmaler.

Der Junge kam sich vor wie in einer Falle, trotzdem geriet er nicht in Panik. Er legte die Beute nur vorsichtig zu Boden, duckte sich noch mehr und schob sich, auf Händen und Füßen kriechend, dorthin, wo sich schwach und grau das Ende des Durchgangs abzeichnete.

Er fluchte innerlich über den Unrat, der den Boden bedeckte und über den er hinwegkriechen mußte. Mit der rechten Seite schabte er an der rauhen Hauswand entlang und lauschte seinem eigenen Atem und den schlurfenden Schritten.

Manuel war es gewohnt, sich zu verkriechen. Er zählte sich nicht ohne Grund zu den Ratten von Rio, die erst bei Dunkelheit ihre Schlupflöcher verließen und so schnell zuschlugen, daß sie kaum gesehen wurden. Die Beute am Nachmittag war ein Zufall gewesen, und die fünf Dollar, die er gefunden hatte, reichten aus, um zwei Nächte pausieren zu können.

Der aufkommende Wind fuhr wie ein langer Arm in die Gasse und brachte einen Fäkaliengeruch mit. Die Nase des Kleinen hatte sich schon daran gewöhnt, weil dieser Gestank permanent vorhanden war.

Der vorgeschobene Kopf des Jungen schloß mit der Mündung der schmalen Einfahrt in die Gasse bündig ab. Er brauchte ihn nur mehr nach links zu drehen, um schauen zu können, wer da kam.

Es mußten mehrere Personen sein. Manuel – immer auf der Jagd und im Dschungel der Großstadt aufs Überleben getrimmt –, hatte dafür ein sehr feines Gehör entwickelt.

Es waren nicht die Soldaten oder Polizisten, die sich auf den Weg gemacht hatten und eine Razzia durchführten. Diese gingen anders.

Selbstbewußter, forscher. Wer da herschlich, schien krank zu sein oder Mühe zu haben, seine Beine überhaupt hochnehmen zu können.

Manuel schaute nach links. Er hielt dabei den Atem an. Durch nichts wollte er sich verraten.

Ein kamerabewaffneter Tourist auf Motivsuche hätte sicherlich seine helle Freude an dem Bild gehabt, das sich den Blicken des Jungen bot, denn Manuel befand sich oberhalb der eigentlichen Stadt und auch des Strandes, so daß er über die abfallende Gasse hinweg noch weiter schauen konnte und er das Meer sah, das wie ein dunkler, mit hellen Wellenkämmen verzierter Teppich gegen den herrlichen Strand der Reichen und Verwöhnten anrollte.

Aber was interessierte einen Zehnjährigen aus den Slums von Rio schon die Romantik und Schönheit der Copacabana? Für ihn waren die drei Gestalten wichtig, die fast die gesamte Breite der Gasse einnahmen und mit schwankenden Bewegungen und schlurfenden Schritten seinem Versteck immer näherkamen.

Über Rio lag ein prächtiger nächtlicher Postkartenhimmel, gegen den auch die Reflexe der lichterfüllten City zuckten und sich dort mit dem Funkeln des südlichen Sternenhimmels vereinigten.

Deshalb war es auch in diesem sonst düsteren Viertel ohne Elektrizität hell genug, um die drei Gestalten genauer erkennen zu lassen.

Sie waren in alte Lumpen gekleidet.

Manuel hatte schon des öfteren Tote gesehen, auch welche, die in langen Totenhemden steckten. Und einer dieser Männer trug so ein Totenhemd, das dunkle Flecken und lange Risse aufwies. Aus dem Kragen schaute ein magerer Hals, über dessen dünne Haut dicke Fliegen krochen. Der Kopf besaß kein einziges Haar mehr, und das Gesicht wurde durch seinen starren Ausdruck zu einer Maske.

Die anderen beiden sahen ähnlich aus, wobei der ganz links Gehende kein Leichenhemd trug, sondern einen sackähnlichen Umhang, zu vergleichen mit einem bodenlangen, rotgrau gestreiften Poncho. Dieser Mann besaß noch sein Haar. Es war weiß geworden, und der Wind wehte die Strähnen in die Höhe.

Auch der dritte ging mit diesen schwankenden Bewegungen. Er überragte die beiden ersten. Seine Haut mußte einmal dunkel gewesen sein, jetzt war sie aschgrau und wirkte alt.

Manuel konnte zwar nicht lesen und schreiben, dafür besaß er etwas, das die Kinder der Zivilisation nicht hatten.

Instinkt!

Und dieser Instinkt sagte ihm, daß es verdammt gefährlich war, wenn er sich den dreien zeigte. Sie kamen ihm nicht geheuer vor. Es waren Menschen, und doch gehörten sie nicht dazu.

Manuel hatte zudem viel gesehen. Er, ein Kind der Nacht, wußte von den geheimnisvollen Voodoo- und Macumba-Riten, die in den Slums immer noch gepflegt wurden. Oft genug hatte er aus seinen Verstecken die Beschwörungen beobachtet, wenn die Zauberer den Toten befahlen, aus den Gräbern zu steigen und Rache an den Lebenden zu nehmen.

Seine Großmutter, bei der er einige Jahre bis zu deren Tod verbracht, hatte, war eine gläubige Frau gewesen. Sie hatte trotzdem dem Aberglauben nicht abgeschworen und ihrem Enkel von den lebenden Leichen erzählt, die sie angeblich schon gesehen hatte.

Dabei hatte sie diese Gestalten stets beschrieben. Manuel erinnerte sich noch genau, wie die knorrigen Hände der alten Frau die Umrisse der lebenden Leichen nachzeichneten, so daß er die Toten deutlich sehen konnte.

Sie waren so wie die Männer in der Gasse gewesen.

Manuel, den nichts so leicht erschüttern konnte, bekam das große Zittern.

Wie die in der Gasse!

Dieser eine Satz putschte ihn auf, und er wußte plötzlich Bescheid. Die Männer waren tot, aber sie lebten. Ein böser Zauber steckte in ihnen, der sie aus den Gräbern getrieben hatte, damit sie über die ahnungslosen Menschen herfallen konnten.

Sie nahmen weder Rücksicht auf Frauen noch auf Kinder. Jeden, den sie bekommen konnten, wollten sie töten.

Und sie rochen die Menschen. Das hatte die Großmutter des Jungen auch berichtet.

»Wenn sie die Menschen erst einmal gerochen haben, ist es meist zu spät«, hatte sie des öfteren hinzugefügt. Daran dachte Manuel, als er auf die drei Gestalten schaute, die sich seinem Versteck immer mehr näherten. Würden sie vorbeigehen?

Wären es Polizisten oder Soldaten gewesen, hätte er sein Versteck längst verlassen und wäre gerannt, denn laufen konnte Manuel.

Schneller als mancher Erwachsene. Den Ordnungshütern hatte er schon oftmals davonrennen müssen.

Diese unheimlichen Gestalten waren zwar langsam, und er hätte es auch geschafft, vor ihnen zu fliehen, aber da war eine Kraft, die dies einfach nicht zuließ.

Sie bannte den Jungen in seinem Versteck, und er zog sich ein wenig weiter zurück, damit sein Kopf nicht so schnell gesehen werden konnte.

Sie kamen noch näher.

Schlurfend, stolpernd, dabei einen Gestank ausströmend, der an süßliches Blut erinnerte, in das sich der Modergeruch alter Leichen gemengt hatte.

Sie waren da.

Der mit dem langen Poncho erreichte zuerst das Versteck des Jungen, diesen schmalen, kaum erkennbaren und leicht zu übersehenden Gang zwischen den beiden Hütten.

Bestimmt hätte die verfluchte Gestalt ihn auch übersehen, aber Zombies riechen Menschen.

Er wollte schon weitergehen, als er in der Bewegung verharrte, sich schwankend herumdrehte und schräg in die Tiefe starrte.

Manuel hatte den Kopf angehoben, der andere starrte nach unten, und ihre Blicke trafen sich.

Der Junge sah in das scheußliche Gesicht, erkannte sogar fehlende, dünne Hautstreifen und sah plötzlich die Hand, die gegen ihn stieß. Eine so schnelle Bewegung hätte Manuel dieser Gestalt nicht zugetraut, er hörte den dumpfen Schrei, der von den engstehenden Wänden der Häuser verschluckt wurde. Aber nicht der Zombie hatte ihn ausgestoßen, sondern Manuel, der zurückzuckte und doch spürte, wie sich die knochige Totenklaue in seinem Hemd verfing.

Vielleicht hätte ein anderer Junge aufgegeben und höchstens sein Schicksal verflucht, nicht so Manuel, der seit klein auf ums Überleben kämpfte.

Er warf sich weiter zurück, bevor die zweite Hand zufassen konnte. Sie griff ins Leere. Aber die fünf Finger der ersten hielten noch fest, und sie zerrissen den dünnen Stoff des Hemdes. Nie zuvor hatte sich Manuel über ein Geräusch wie dieses so gefreut. Es kam ihm vor wie die herrlichste Melodie. Er lag jetzt auf dem Rücken, kroch in dieser Haltung tiefer in die Gasse und sah dabei, daß sich auch die anderen zwei Zombies hinter dem ersten mit dem Poncho drängten.

Auch sie wollten ihn haben. Ihre Mäuler öffneten und schlossen sich, sie machten zum Zeichen der Vorfreude lautlose Kaubewegungen.

Manuel dagegen konnte sich nicht freuen. Zwar war er dem ersten entwischt, doch die ganze Sache hatte einen Nachteil. Der schmale Durchgang zwischen den Häusern war eine Sackgasse.

Und die Zombies drängten nach. Zuerst kam der mit dem Poncho. Zwischen seinen Fingern steckte noch Stoff. Als er die Faust öffnete, flatterte der Lappen zu Boden.

Manuel war auf die Füße gekommen. Je tiefer er in die Gasse eindrang, um so dunkler wurde es. Sie schloß mit einer Mauer ab, die die Grenze zur stinkenden Müllkippe bildete, über der stets ein Rauchpilz lag.

Wenn Manuel diesen Fluchtweg nahm, würde er mit gebrochenen Knochen am Rand der Kippe landen.

Er streifte an der Hauswand entlang, während sich hinter ihm die Zombies mit der Verfolgung abmühten. Zur Straße hin waren die Fronten noch einigermaßen ansehnlich gebaut. Die Rückseiten aber bestanden ausschließlich aus Trümmern.

So auch bei dem Haus, das vor dem Jungen lag. Fenster gab es keine, der hintere Teil des Dachs war eingefallen. Und seit dem verheerenden Sturm vor einigen Monaten war das ganze »Gebäude« akut einsturzgefährdet.

Einige Dachbalken ragten wie viereckige Finger drohend über eine halb zerstörte Außenmauer hinweg. Vor einem Loch in der Wand blieb der Junge stehen.

Er schaute zurück. Sein Gesicht war jetzt schweißnaß. Die Angst hielt ihn wie eine Würgezange fest. Scharf zischte sein Atem über die Lippen, als er in den Knien federte und hochsprang.

Er schrie dabei, streckte die Arme aus, die flachen Hände klatschten gegen das Gestein, wo sie auch gleichzeitig abrutschten und der Junge wieder auf dem Boden landete.

Fast wäre er noch auf sein Hinterteil gefallen, so stark war der Rückschwung gewesen.

Tränen der Wut traten in seine Augen. Die Zombies hatten es

tatsächlich geschafft und sich durch die Lücke gequetscht. Hintereinander gingen sie, der erste mit ausgestreckten Armen, als würde ein Blinder durch die Slums tappen.

Viel Zeit blieb Manuel nicht mehr, wenn er den Bestien entkommen wollte.

Manches hatte er in seinem Leben schon geschafft. Immer war er entwischt, selbst aus einem Polizeiwagen, aber was war das schon gegen das gewesen, was er hier erlebte!

Noch einmal mußte er es versuchen.

Diesmal schnellte er noch kräftiger und schwungvoller in die Höhe.

Er hatte dabei einen der vorstehenden Balken anvisiert, der etwas traurig nach unten hing, weil er an einer für Manuel nicht sichtbaren Stelle bereits angeknackst war.

Und den bekam er mit einer Hand zu fassen. Bevor die Finger seiner Linken abrutschten, griff er schon nach, hielt jetzt mit beiden Händen fest, und seine Füße schaukelten über dem Boden.

Das war der erste Schritt.

Manuel hangelte sich weiter auf die Hauswand zu. Er merkte endlich, daß der Balken nicht die Stärke besaß, die er sich gewünscht hätte. Der Junge vernahm das leise Brechen des Holzes.

Das ging nicht gut, und unter ihm kamen die Zombies immer näher. Manuel war verzweifelt, er tat jedoch instinktiv das Richtige, denn er schleuderte seine Beine vor und versuchte, mit den Füßen auf dem Mauerrand Halt zu finden.

Das gelang. Für einen Moment blieb er in der Schräglage, beide Hände noch immer um den Balken geklammert, bevor er den Rücken durchbog, sich noch weiter hangelte und schließlich losließ.

Dies genau war die Sekunde des Risikos, aber der Junge besaß einen Schutzengel.

Manuel fiel nicht nach hinten, sondern in die andere Richtung.

Und das hatte er gewollt.

Er hing plötzlich auf und gleichzeitig über dem Mauerrand. Mit dem Oberkörper im Haus, während seine Beine noch in die schmale Lücke zwischen den Bruchbuden hineinpendelten.

Das rechte Bein hob er zuerst an, legte es auf den Rand mit den kantig hervorschauenden Steinen und spürte plötzlich die zupfende Berührung an seinem linken Schuh, während er gleichzeitig das Klatschen vernahm, als die zufassende Hand des Zombies seinen Fuß nicht mehr bekam und gegen die Wand drosch.

Da winkelte der Junge auch das andere Bein an, denn er wußte, daß es wieder Zeit wurde. Nur hatte er sich jetzt eine bessere Ausgangsposition geschaffen.

Er lag auf der Mauer, die zackig wie ein Kamm war.

Manuel hielt eisern fest, obwohl die scharfen Ecken der Steine in

seinen Körper drückten. Für ihn zählte nur, daß ihn die Zombies nicht erreichen konnten, und das schafften sie auch nicht, obwohl sie sich bemühten, in der schmalen Einfahrt standen, die Arme hochgerissen hatten und versuchten, mit ihren Klauenfingern nach den Beinen des Flüchtlings zu grapschen, wobei es der längste unter den Zombies fast geschafft hätte. Immerhin berührte er schon den Stoff des Hosenbeins.

Manuel konnte auch hier nicht bleiben. Er mußte weg, wollte zur rechten Seite und dort von der Mauer ins Dunkle springen, weil er sich dann im Haus befand.

Unter seinen Händen gab ein Stein plötzlich nach, der sehr locker gesessen hatte. Bevor er zu Boden fallen konnte, hielt der Junge ihn schon in der Hand, und dann ritt ihn der Teufel, denn er wuchtete den Stein nach unten auf die Zombies zu.

Der größte Zombie wurde im Gesicht getroffen. Manuel vernahm den dumpfen Laut, der erst erfolgte, als der Stein gegen das Gesicht klatschte und sich beim Aufprall auf den Boden wiederholte.

Die lebende Leiche wankte zurück bis gegen die andere Mauer.

Sie riß noch die im Poncho mit. So waren sie wenigstens abgelenkt, und Manuel beging nicht den Fehler, nach rechts ins Dunkel zu springen, er ging wesentlich vorsichtiger zu Werke. Er hangelte sich in die Tiefe und rutschte erst dann weiter, nachdem seine Füße den ersten Widerstand gefunden hatten.

Trotzdem stolperte er in Steintrümmer hinein, fiel auch hin und schlug sich das linke Knie auf. Über diese Schramme konnte er nur lachen. Was war sie schon im Gegensatz zu dem Grauen, das hinter ihm lag?

Der Junge besaß immer das, was er zum Leben und Überleben brauchte. Unter anderem auch eine kleine Taschenlampe. Sie paßte in jede Hosentasche. Auf seinen nächtlichen Streifzügen gehörte sie zu Manuels Handwerkszeug. Sie hatte das Abenteuer ebenfalls überstanden. Manuel holte sie hervor, und schon bald stach der Lichtstrahl in die Finsternis des Abbruchhauses wie ein heller Speer.

Trümmer und Abfall lagen herum. Aufgeschreckt wichen fette Ratten aus dem Schein. Die Tiere hockten auf den Resten, die selbst die Ärmsten der Armen nicht mehr verwerten konnten. Eine Ratte blieb länger sitzen. Sie war besonders mutig und lief nicht wie die anderen davon, sondern ein kurzes Stück auf Manuel zu, huschte dann vorbei und kletterte die Mauer hoch, die der Junge hinter sich gelassen hatte. Er hörte noch das Kratzen der Füße und wenig später einen hohen, schrillen, fast menschlichen Schrei.

Er wußte Bescheid.

Die Ratte war den Zombies in die Klauen gefallen, und Manuel spürte plötzlich das Grauen wie einen heftigen Windstoß. Es schüttelte ihn durch, er begann zu weinen und suchte sein Heil in der Flucht. Von

dieser Stelle aus konnte er gut verschwinden. Er kannte genügend Schlupflöcher, durch die er huschen konnte, um andere Gassen zu erreichen.

Durch eine Lücke in der Wand zwängte er sich. Die Lampe hatte er wieder weggesteckt, er benötigte sie nicht mehr. Über einen zerstörten Zaun kletterte er, erreichte einen kleinen Platz, der als Feuerstelle diente und mit Asche bedeckt war, übersprang eine alte Mauer und stand in der Gasse, die ihn zu seinem Ziel führen sollte.

Hier kam er zu Atem.

Nach Hause wollte Manuel nicht. Er lebte mit mehreren Geschwistern in einem stinkenden Barackenraum zusammen. Sein Vater war vor zwei Jahren erschossen worden, als er einen Einbruch bei einem der reichen Plantagenbesitzer versucht hatte. Die Leibwächter hatten ihn kurzerhand auf einen Müllberg geworfen. Er wurde gefunden und bekam von Padre Ramon Sainho ein christliches Begräbnis.

Der Padre war die große Hoffnung der Armen. Er lebte in diesem Viertel, er arbeitete mit den Menschen und sprach ihnen Trost und Mut zu. Der Padre hatte keine Angst vor der Polizei und stellte sich, wenn es sein mußte, auch den Gewehrläufen der Soldaten entgegen.

Aber auch mit der eigenen Amtskirche ging er ins Gericht, wenn deren Vertreter zu sehr nach oben schielten und die da unten einfach vergaßen. Jeder hatte zu Padre Sainho Vertrauen, auch der kleine Manuel. Mit ihm wollte er über die Zombies reden.

Der Geistliche wohnte mitten unter ihnen. Neben der barackenartigen Kirche, die schon zweimal zerstört worden und von der Gemeinde wieder aufgebaut worden war. Selbst der Turm bestand aus zusammengenagelten Brettern, aber die alte Glocke läutete noch, und ihr Klang gab den Menschen ebenfalls Hoffnung.

Es war kein Zufall, daß Manuel genau diesen Weg eingeschlagen hatte. Er brauchte nur einen schmalen Pfad talwärts zu laufen, um den kleinen Platz zu erreichen, wo die Kirche stand.

Linkerhand wuchs schwarz der Hügel hoch. Irgendwo vor ihm leuchteten kleine Feuer wie zuckende rote Augen in der Nacht und unterbrachen die bleiern liegende Schwärze.

Der Hügel war mit staubigen Dornenbüschen bewachsen, deren Arme überhingen und über die Hemdfetzen des schnell laufenden Jungen kratzten. Manuel konnte einfach nicht langsam laufen, er spürte noch immer das würgende Gefühl der Angst, das ihn vorantrieb und auch seine Haltung geduckt werden ließ.

Sein Mund stand offen. Keuchend floß der Atem über die Lippen.

Das Gesicht des Jungen glänzte schweißnaß. Erst als der Pfad breiter wurde und schließlich auf dem Kirchplatz auslief, atmete Manuel aus. Er sah zwei Männer schattengleich verschwinden und lief auf die

primitive Hütte zu, in der der Pfarrer lebte.

Er wollte nicht in einer besseren Hütte als die Mitglieder seiner Gemeinde wohnen. Nur war seine Hütte ein wenig besser eingerichtet.

Manuel hatte schon so manches Mal staunend vor den Bücherregalen gestanden und sich gewünscht, lesen zu können. Doch nie hatte er sich überwinden können, eine Schule zu besuchen.

Lautlos näherte er sich dem Haus. Der Pfarrer war noch nicht zu Bett gegangen. In einem der beiden Räume brannte Licht.

Elektrisches Licht, denn die Leitung war von der Kirche bezahlt worden. Der Anschluß des Telefons ebenfalls.

Beides brauchte der Pfarrer, um in Notfällen schneller Hilfe anfordern zu können.

Manuel schlich an den beiden erleuchteten Fenstern vorbei. Er sah den Schatten des Geistlichen, lief zur Tür und klopfte zweimal dagegen. Der Junge öffnete und bekam plötzlich Angst.

Sie brach aus ihm hervor wie ein Wasserfall aus einer Felsspalte.

»Padre!« schrie er und taumelte mit ausgebreiteten Armen und weichen Knien in das Arbeitszimmer des Geistlichen. »Die Toten kehren zurück. Die Toten…«

***

Selbst Padre Ramon Sainho hatte bei den Worten des Jungen eine Gänsehaut bekommen, so sehr hatte Manuel geschrien. Angst gepeingt stand er da, und es hatte einige Zeit gedauert, bis es ihm gelungen war, klare Sätze zu sprechen. Bei einer Büchse Cola war es ihm dann wieder besser ergangen, und jetzt saßen sich die beiden unterschiedlichen Männer am Tisch gegenüber.

Die Angst des Jungen war noch immer nicht vorbei. Bei jedem Laut, der ihm fremd vorkam und den er nicht einstufen konnte, zuckte er zusammen, zitterte und schaute sich ängstlich um.

»Hier bist du sicher«, erklärte der Pater.

Die Hände des Jungen fuhren über die Tischplatte. »Nein, niemand ist vor ihnen sicher. Die lebenden Toten bekommen jeden, sage ich Ihnen, Padre. Jeden!«

»Und weshalb wollten sie dich töten?«

Manuel hob die Schultern. »Sie haben mich gerochen. Padre, verstehen Sie? Gerochen.« Er öffnete seine Augen noch weiter. »Menschenfleisch wollen sie. Haben Sie nicht selbst von den alten Riten gehört, Padre? Es ist doch schlimm. Meine Großmutter erzählte mir davon. Das ist Voodoo, wenn die Leichen kommen.«

Der Geistliche, ein Mann zwischen 35 und 40, dessen Haar schon grau geworden war, nahm dies nicht so einfach hin. Er wehrte es auch nicht ab. Mit einer rationalen Erklärung versuchte er, an das Thema heranzugehen. Der Junge wurde ausgefragt. Er mußte genau den Ort

nennen, an dem ihm die lebenden Leichen begegnet waren, und der Pfarrer schüttelte den Kopf. »Ein Friedhof liegt nicht in der Nähe.«

»Dann sind sie von weit hergekommen«, erwiderte Manuel. Er flüsterte über den Tisch hinweg.

»Von wo?«

»Ich kann es nicht herausfinden, Padre. Ich bin nur gekommen, weil ich mir keinen Rat mehr wußte. Sie haben nach Grab gestunken, nach Moder.« Er bewegte seine Finger. »Nach altem Fleisch, wissen Sie?«

Der Geistliche nickte. »Ja, ich habe dich verstanden.«

»Aber Sie wollen mir nicht glauben?«

Der Pfarrer hob die Schultern. »Es ist zumindest schwer, Manuel. Du kennst diesen Teil der Stadt, auch ich kenne ihn. Ich weiß, daß die Menschen sehr gläubig sind. Sie sind aber auch abergläubisch. Hier liegen Mystik und Religion dicht beieinander.«

»Es war umsonst«, hauchte der Junge.

»Nein, bestimmt nicht. Dein Besuch war nicht umsonst.«

Manuel verzog das Gesicht. Es sah so aus, als wollte er anfangen zu weinen. »Aber Sie glauben mir doch nicht.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

Der Junge rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her. Er wurde aus dem Pfarrer nicht schlau. In dieser Atmosphäre wirkte er auf ihn irgendwie anders als sonst. Es kam ihm alles so beängstigend vor. Das Licht leuchtete nicht das gesamte Zimmer aus. Zudem brannte nur eine Lampe. Die Schatten überwogen. Auch draußen war es nicht völlig ruhig. Manchmal drang ein ferner Schrei zu ihnen, aus dem man nicht heraushören konnte, ob er aus Freude oder aus Schmerz ausgestoßen war. Ab und zu klang das heisere Bellen eines Gassenhundes auf, die Echos rauher Stimmen geisterten ebenfalls durch die schmalen Gassen.

Manuel drückte sich noch mehr zusammen. Er hatte die Hände gegeneinander gelegt und spürte die feine Schweißschicht, die sich mit dem Staub vermischt hatte. »Glauben Sie mir doch?«

»Ich denke darüber nach.«

»Sie wollen es prüfen, nicht wahr?«

»Das wäre natürlich am besten. Dann könnte man sehen, ob du recht hast. Weißt du, wo sich die Gestalten aufhalten?«

»Nein.«

»Wir können nicht das gesamte Viertel absuchen, verstehst du?«

Der Junge nickte. Seine Lippen zuckten, er hatte die Stirn gekraust und stand plötzlich auf.

»Wo willst du hin?«

»Nach Hause.«

Ramon Sainho schüttelte den Kopf. »Nein, Manuel, du kannst bei mir übernachten. Am anderen Morgen werden wir noch einmal dar über

reden.«

»Wirklich?«

»Ich verspreche es dir.« Auch der Geistliche erhob sich und freute sich über das erleichterte Lächeln auf dem Gesicht seines zehnjährigen Schützlings.

Gerade den Kindern in diesem Elendsviertel galt seine besondere Aufmerksamkeit. Sie waren in einer Gesellschaft wie dieser stets die Verlierer, denn für sie gab es keine Zukunft. Höchstens eine, die den Namen nicht verdiente. Und alle Vorzeichen wiesen darauf hin, daß sich so leicht nichts daran ändern würde.

Der Pfarrer brachte Manuel in den Nebenraum, wo er vier Gästebetten aufgestellt hatte. Einfache Liegen, transportabel und auseinanderklappbar. Keines der Betten war belegt. Manuel konnte sich eines aussuchen. Er schaute nicht allein auf die Betten, sein Blick glitt auch über die Wände, wo an jeder der vier ein Kreuz hing. Er blickte den Pfarrer an. »Darf ich eines nehmen?«

Ramon Sainho lächelte mild. »Wenn du es möchtest.«

»Gern.«

Der Pfarrer selbst nahm es ab und drückte es dem inzwischen liegenden Jungen in die Hand. Unter der Zimmerdecke brannte noch das Licht. Zahlreiche Käfer krochen aus dem Schein weg und verschwanden in den dunklen Spalten und Ritzen.

»Glauben Sie an die lebenden Leichen?«

Ramon Sainho nahm auf der Bettkante Platz. Das Kreuz lag auf der Brust des Jungen, seine Hände darauf. »Ich glaube an das, was du festhältst. Es ist immer noch die größte Hoffnung im Leben eines Menschen.«

Der Junge lächelte. »Ich will es auch.«

»Dann bete, bevor du einschläfst.« Der Pfarrer strich über Manuels Gesicht. »Gute Nacht.«

»Bis morgen, Padre…«

An der Tür drehte sich Ramon Sainho noch einmal um. Er sah, bevor er das Licht löschte, noch einmal auf den Jungen und erkannte, daß sich dessen Lippen bewegten.

Manuel betete…

Der Pfarrer ging. Mit kaum einer Regung hatte er sich anmerken lassen, wie sehr er durch die Erzählungen des Zehnjährigen aufgerüttelt worden war. Voodoo, Zombies, der Padre hatte darüber früher nur gelacht. Heute dachte er anders darüber. Er hatte sich mit der Mystik des Landes beschäftigen müssen und dabei erfahren, daß vieles von dem, an das die Menschen glaubten, seine Wurzeln tief im Aberglauben besaß. Europäer lächelten darüber, in Brasilien jedoch nahm man diese Dinge sehr ernst. Auch der Padre.

Und er dachte an eine Sache, die zwar schon einige Zeit zurücklag,

die aber hohe Wellen geschlagen hatte. Damals war es um ein Krakenmonster namens Krol gegangen, das sich ausgerechnet die Viertel von Rio als Heimat ausgesucht hatte. Der Padre war zwar nicht selbst dabeigewesen, aber er hatte sich von Zeugen berichten lassen, was damals vorgefallen und wie die Straße aufgebrochen war.[1]

Fremde Menschen hatten sich dem Monstrum gestellt und es wohl auch vernichten oder zurückschlagen können. Männer, die nicht aus Brasilien stammten, dafür aus Europa. England.

Aus der Tasche holte der Padre ein Etui. In ihm befanden sich seine Zigarillos. Sie waren so stark, daß ihr Rauch sogar die Mücken vertrieb, die sich die Menschen als Opfer ausgesucht hatten. Der Padre rauchte und blies den Qualm in die Finsternis.

Er stand vor dem Haus. Die Nacht war lau und voller Geräusche.

Auch das Licht der Gestirne reichte nicht aus, um die Schatten der Nacht zu vertreiben.

Man konnte sich einsam fühlen, und der Padre, der sonst von seinem Optimismus nicht verlassen wurde, hatte mittlerweile das Gefühl, vor einer Mauer zu stehen und nicht mehr weiter zu können.

Die Berichte des Jungen waren echt gewesen. Er kannte Manuel. Der Kleine war kein Spinner. Was er gesehen hatte, das hatte er gesehen.

Aber lebende Leichen?

Padre Ramon Sainho war völlig verunsichert. Er hätte sich gewünscht, die lebenden Toten zu Gesicht zu bekommen, aber das trat nicht ein. Sie hielten sich zurück, falls es sie überhaupt gab.

Der Geistliche dachte über die Chancen nach. Sie standen 50:50, daß an den Erzählungen des Jungen etwas daran war. Zwar durfte man offiziell nicht an den Totenzauber glauben, aber die Dinge lagen manchmal doch ganz anders, als sie gelehrt wurden. Und deshalb entschloß sich der Pfarrer auch, etwas zu tun. Zumindest wollte er sich mit einem Bekannten in Verbindung setzen, der in der englischen Botschaft arbeitete und den Ramon Sainho persönlich kannte…

***

Mir war nicht einmal die Zeit geblieben, Sir James bei seiner Entlassung aus dem Krankenhaus zu begleiten, denn der Auftrag hatte Vorrang, und der Superintendent, mit dem ich telefonierte, hatte dafür vollstes Verständnis. Besonders, weil sich hohe Beamte darum gekümmert hatten. Der englische und der brasilianische Botschafter hatten sich kurzgeschlossen und für mich eine Flugkarte nach Brasilien besorgt, während Suko in London zurückbleiben mußte, was ihm nicht paßte, aber wir brauchten in unserer Heimat einen Stützpunkt, da es zu viele Dinge gab, die noch im argen lagen und erforscht werden mußten.

Ich dachte da an die Verbindung zu den Templern und die Spuren,

die tief in die Vergangenheit führten und bei einem Mann namens Hector de Valois endeten, der mehr über die Magie des Grals und die Verbindung zu meinem Kreuz wußte.

Uns war in der letzten Zeit einiges dazwischengekommen. Unter anderem dieses gefährliche Parfüm namens Dark Mystery und auch die Nymphen von Atlantis, die mich becirct hatten. Dank Myxin hatte ich auch diesen Fall lösen können und wartete nun auf einen neuen.

Es riß eben nicht ab.

Der neue Fall lag unter mir. Ein Wort reichte.

Rio!

An diese Stadt hatte ich einige unangenehme Erinnerungen. An den Voodoo-Samba mußte ich ebenso denken wie an den Kraken Krol, der hier fürchterlich gewütet hatte.

Das war Vergangenheit und würde sich, so hoffte ich, nicht mehr wiederholen. Über den genauen Grund meines Kommens hatte sich niemand so recht auslassen wollen, so blieb mir nichts anders übrig, als mich auf die entsprechenden Leute in Rio zu verlassen.

Es schien ein herrlicher Tag zu werden. Zum Greifen nahe kam mir der gelbe Ball der Sonne vor. Sie schickte ihre Strahlen auf die Stadt und ließ den Hausberg, den weltberühmten Zuckerhut leuchten, als wäre er vergoldet. Und auch die Christus-Statue mit ihren ausgebreiteten Armen besaß diesen herrlichen Glanz, der nur Tünche war und Rios tatsächliche Probleme verdeckte.

Ich hatte mich längst angeschnallt und warf noch einen letzten Blick auf das blaugrüne Meer, wo in Strandnähe bereits Surfer und Segler unterwegs waren.

Wiederum wunderte ich mich, daß die Copacabana trotz zahlreicher Negativmeldungen über Raub und Verbrechen noch eine so große Anziehungskraft besaß.

Der Strand war herrlich, das sah ich selbst aus dieser Höhe, und die dahinterstehenden Hotels wirkten wie eine Mauer, die Arm und Reich voneinander trennte.

Bei der Landung sackte der Vogel zweimal durch, dann setzte der Pilot die Maschine auf.

Auf diesen offiziellen Dienstreisen besaß ich stets einen Vorteil.

Ich brauchte nicht durch die Paß- oder Zollkontrolle, denn ich wurde stets abgeholt.

So war es auch hier.

Zwei Mitglieder meiner Botschaft und ein Brasilianer in Uniform empfingen mich freundlich und waren trotzdem nervös, das sah ich meinen Landsleuten an, die darauf drängten, gleich zur Botschaft zu fahren.

Ich wußte kaum etwas und fragte nach dem Grund der diplomatischen Aktivitäten, während ich in die Halle schaute und mir

den Betrieb ansah.

»Das wird man Ihnen erklären, Sir«, wurde mir gesagt.

»Okay.«

Vom Gepäckband holte ich noch meinen Koffer und saß wenig später im Dienst-Rover der Botschaft.

Wir rollten vom Flughafen zur Stadt. Himmel, herrschte hier ein Betrieb. Durch Tunnels mußten wir, weil Rio von Bergen umgeben ist, auf deren Kuppen die prunkvollen Villen der Reichen liegen.

Tiefer, wo sich die eigentliche City ausbreitete, hatte ich das Gefühl, in einen Hexenkessel zu kommen. Der Verkehr erstickte fast alles, Polizisten und Ampeln waren überfordert, denn die Menschen nahmen oft keine Rücksicht, wenn sie die Straße überquerten.

Ein buntes Völkergemisch bekam ich zu Gesicht, und ich dachte auch an die hohe Verbrecherquote in Rio. An die Überfälle der zahlreichen Banden, an die Toten, die man jeden Morgen fand, ausgeraubt und ausgeplündert bis aufs Hemd.

In Rio selbst verkehren zahlreiche Busse. Oft genug kommt es vor, daß auch sie überfallen werden, aber die Menschen haben sich daran gewöhnt.

Rio ist auch eine Stadt der schönen Frauen.

Ihre Kleidung schon signalisierte, daß sich zahlreiche von ihnen gern anmachen ließen. Von grellfarbigen Hot Pants, aus denen superlange Beine schauten, bis hin zu lockeren, hüftlangen Strickjacken und durchsichtigen Flatterblusen war alles dabei. Bei jedem Schritt, den die Mädchen gingen, strahlten ihre Körper ebenso erotische Signale aus wie die Augen oder die Lippen.

Nun, ich war nicht nach Rio gekommen, um mich zu amüsieren, ich mußte einen Fall lösen und atmete auf, als ich nach über einer Stunde Fahrtzeit endlich den klimatisierten Wagen im Park der englischen Botschaft verlassen konnte.

Ein herrlicher Flecken Erde. Zwar in der Stadt gelegen, durch den tropischen Park aber so abgegrenzt, daß man das Gefühl haben konnte, sich auf einer Insel zu befinden.

Fremdartiger Blütenduft erreichte meine Nase. Die bunte Pracht dieser Blumen wuchs zwischen dem satten Grün der Bäume, und wenn ich mal eine Lücke entdeckte, schimmerte dahinter der weiße Bau der Botschaft.

Auf ihn gingen wir zu. Das Haus erinnerte an eine Mischung aus nordamerikanischem Kolonialstil und spanischer Hazienda. Ein großes Portal wurde geöffnet, ich sah auch die bewaffneten Posten, die den Park durchwanderten, und wurde vom stellvertretenden Botschafter in dessen Büro empfangen.

Der Mann war groß, grauhaarig, wirkte verstaubt wie die Akten hinter ihm, trug sein Haar streng gescheitelt und knöpfte seine

Tweedjacke zu, als ich eintrat.

Ein Blick in die Augen meines Landsmannes zeigte mir jedoch, daß er wohl anders reagieren konnte und nicht mit einem verstaubten Bürobeamten zu vergleichen war. Er blickte hellwach, scharf und sah aus wie ein Mann, der wußte, auf was es ankam.

Zwar entschuldigte er sich für diese plötzliche, überfallartige Reise, aber winkte ab.

»Schon gut, das bin ich gewohnt.«

»Dann können wir zur Sache kommen?«

»Ich bitte darum.«

»Einen Moment noch.« Ich hatte inzwischen in einem englischen hochlehnigen Ledersessel meinen Platz gefunden und schaute zu, wie der Stellvertreter telefonierte. Er erkundigte sich, ob alles vorbereitet war, erhielt eine positive Antwort und reichte mir ein Longdrink-Glas, in dem sich eine Fruchtsaft-Mischung mit einem Schuß Rum befand.

»Es erfrischt, Mr. Sinclair, trinken Sie.«

»Danke.«

Der Mann holte sich einen zweiten Sessel heran und schob ihn neben den meinen.

»Ist ja wie im Kino«, sagte ich.

»So werden wir uns auch gleich vorkommen.«

»Wieso?«

»Ich möchte Ihnen einen Film zeigen, Mr. Sinclair. Einen Film, den ein Landsmann von uns im Dschungel gedreht hat und der beweist, mit welchen Kräften Sie oder wir es zu tun bekommen. Die Vorgeschichte ist folgende. Es gibt Leute, die behaupten, daß Brasilien bald das gleiche erleben wird, wie es die Staaten schon hinter sich haben. Die Weißen breiten sich immer weiter aus, Urwälder werden abgeholzt. Aus den Dürregebieten des Nordens kommen die Farmer in die Urwälder, roden sie, legen Plantagen an und bedrohen den natürlichen Lebensraum der Ureinwohner. Die Stämme dieser kontaktscheuen Indianer müssen sich wehren, das tun sie auch. Zunächst haben sie sich tiefer in die Regenwälder zurückgezogen, bis es nicht mehr ging. Und die weiße Invasorenwalze folgte ihnen, es waren nicht nur die Farmer, sondern auch andere Existenzen, die es ebenfalls im letzten Jahrhundert gegeben hat, als man in den Staaten Gold fand.«

»Gold?«

»Ja, Mr. Sinclair, darum geht es auch. Man findet im Uferschlamm der zahlreichen Flüsse Goldkörner. Nur liegen diese Fundorte in den den Indianern vertraglich zugesicherten Gebieten, doch niemand kümmert sich darum, wenn es um das goldene Metall geht, und das hat die Indianer böse werden lassen. Sie wehren sich auf ihre Art und Weise, und Sie wissen selbst, Mr. Sinclair, daß die Naturvölker den

Dingen ihres Umfeldes anders gegenüberstehen als wir. Da glaubt man an Magie, an den Totenzauber und vieles mehr.«

»Damit wehren sie sich?«

»Ja.«

»Haben sie Erfolg gehabt?«

Der Mann neben mir streckte seinen Arm aus und deutete auf die freie getäfelte Holzwand, die zur Seite glitt, so daß wir auf eine Leinwand blicken konnten. »Sie werden gleich einen Film sehen, und ich möchte Sie jetzt schon warnen. Dieser Streifen ist echt und nichts für schwache Nerven, Mr. Sinclair.«

»Ich bin Kummer gewohnt.«

»Das weiß ich. Es hat sich sogar bis zu uns herumgesprochen. Gedreht hat diesen Film ein Mann namens Al Bender. Er gehörte zu den vier Leuten, die ausgezogen waren, um Gold zu suchen. Und dabei drangen sie in das Land der Indianer ein. Der Streifen beginnt damit, daß drei dieser Männer schon tot waren. Der vierte hatte zuvor die Flucht ergreifen können, war aber zurückgekehrt, ist in ein Versteck auf einem Baum geklettert und hat dann von dort aus gedreht. Sie sehen jetzt den Totenzauber der Aiminas-Indianer.«

Nach diesem Wort verlöschte das Licht. Ich nahm einen Schluck von meinem etwas bitter schmeckenden, aber erfrischenden Drink und stellte das Glas auf einem kleinen Tisch ab.

Ein paar Streifen zuckten über die Leinwand, und einen Moment später erschienen die ersten Bilder.

Ich beugte mich vor, schaute sehr genau hin und erlebte etwas Unwahrscheinliches…

***

Die Nacht war über den Dschungel hereingebrochen und hatte diejenigen Tiere geweckt, die tagsüber schliefen. Man hörte das Schreien der Affen, dazwischen ein schrilles Quieken, Flattern und Surren, Knacken und Klatschen. Gewaltige Mückenschwärme wurden von dem Feuer angelockt, das den Platz vor den Hütten erhellte.

Ein Dorf im tiefen Regenwald, das nur wenige Weiße bisher gesehen hatten.

Das Dorf schien unbewohnt zu sein, aber nur auf den ersten Blick, denn in den Hütten lauerten die Menschen. Sie hatten sich dorthin zurückgezogen, und manchmal erschien eine geduckte Gestalt, die eines der primitiven Häuser verließ, Holz nahm und es in das Feuer warf, wobei die Flammen stets aufloderten.

Das Holz war auf eine besondere Art geschichtet worden. Waagerecht und senkrecht plazierte Scheite bildeten einen Turm, und zwischen ihnen befand sich soviel Platz, daß drei Menschen hineingeschoben werden konnten.

Ihre Körper wurden von den Flammen umtanzt und leuchteten in einem seltsamen Blau. Die Toten verkohlten und schrumpften in der Hitze. Es war eine Verbrennung, wie sie bei den Naturvölkern immer durchgeführt wurde, wenn jemand starb.

Irgendwann sanken die Flammen wieder zusammen. Auch das Holz zerbrach, der Haufen fiel ineinander, und die Leichen blieben liegen. Sie waren zwar verbrannt worden, besaßen im Prinzip aber noch ihre ursprüngliche Form.

Ich fragte den Diplomaten: »Was hat das zu bedeuten?«

»Werden Sie gleich erleben. Sie müssen nur umdenken. Die Magie dieser Ureinwohner ist ungewöhnlich. Sie verbrennen ihre Opfer, die leben aber trotzdem weiter. Können Sie das verstehen?«

»Noch nicht.«

»Dann geben Sie acht.«

Ich konzentrierte mich wieder auf den Film und schaute zu, wie die Flammen des Feuers in sich zusammenfielen, so daß bald nur mehr ein rotes Leuchten zu sehen war, das sich wie ein farbiger Teppich auf dem Dorfplatz ausbreitete.

Der Mann, der die Szene gefilmt hatte, besaß eine große Geduld.

Erst nach einer Weile passierte wieder etwas. Da sah ich die schattenhaften Gestalten, wie sie aus den Hütten huschten und als Ziel das Feuer anvisierten, auf das sie lautlos zuschlichen.

Einmal holte die Kamera ein Gesicht besonders nahe heran. Es war mit grauer Asche eingerieben worden und zeigte auf den Wangen ein dunkelrotes Muster.

Das Gesicht drehte ab, und die Kamera verfolgte genau diesen Mann, der wohl eine Art Anführer darstellte. Alle waren sie völlig nackt, dafür aber mit Speeren, Pfeilen und Bögen bewaffnet.

Vor dem Feuer hielten sie an und bildeten einen Kreis um die dunkelrote Glut.

Abermals wurde nicht gesprochen, bis sich derjenige, den die Kamera verfolgt hatte, bückte und damit den ersten Schritt ging.

»Das ist der Häuptling«, wisperte mir der Diplomant zu.

»Hatte ich mir schon gedacht.«

Ihm wurde der Vortritt gelassen. Er griff als erster in die heiße Glut hinein, doch es machte ihm nichts aus. Irgendwie konnte er Schmerzen vertragen, schließlich hatte er sich auch eine lange Nadel durch den Hals gebohrt.

Mit beiden Händen griff er zu.

»Schauen Sie genau hin, Mr. Sinclair«, hörte ich die flüsternde Stimme meines Nebenmannes. »Was jetzt kommt, begreife ich nicht und werde ich wohl auch nie begreifen.«

Der Häuptling hatte genau das gefunden, wonach er gesucht hatte. Es war eine der verbrannten Leichen. Er zog sie unter dem Holzstapel

hervor, legte sie behutsam auf seinen Arm und ging einige Schritte zur Seite, um sie dort abzulegen.

Erst als der Tote auf dem Boden lag, bewegten sich auch die anderen Männer. Vier von ihnen, aufgeteilt in zwei Gruppen, kümmerten sich um die nächsten beiden Leichen.

So vorsichtig wie der Häuptling holten auch sie die Toten hervor und legten sie außerhalb des Feuerscheins zu Boden, so daß die Leichen eine kleine Reihe bildeten.

Dann verschwand das Bild.

Ich atmete tief aus. Nur wenig Licht fiel in den Raum, deshalb sah ich den Diplomaten nur schattenhaft. »War das alles?« erkundigte ich mich.

»Nein, es geht weiter. Warten Sie noch ein paar Sekunden. Aber stellen Sie sich schon einmal die Frage, aus welch einem Grund die Menschen nicht verbrannt sind.«

»Das würde mich interessieren.«

»Ich habe die Antwort von Al Bender bekommen. Man hat die Verurteilten zuvor mit einer bestimmten Lösung oder Paste behandelt, so daß die Haut nicht verbrennt. Die Kamera wird gleich die Gesichter der Toten zeigen. Da sehen sie kaum eine verbrannte Stelle.«

»Dennoch sind sie tot.«

»Ja und auch verbrannt, aber von innen. Es geht weiter…«

Wieder flackerte das Bild zu Beginn, aber die Unruhe hörte bald auf, so daß wir mehr erkennen konnten. Den Schwenk über den Dorfplatz nahmen wir wahr, auch der Ton lief wieder mit, und wir hörten die flüsternden, kehlig klingenden Stimmen der Indianer.

Dann sah ich die Gesichter.

Ausgemergelt zwar, schrecklich anzusehen, mit offenen Mündern und starren Augen. Dazu eine leicht glänzende Haut, über die Käfer und anderes Kriechtier krabbelten.

Sogar Haare waren noch vorhanden, was mich wiederum den Kopf schütteln ließ.

Ich hatte schon oft genug Zombies gesehen, auch diese hier gehörten in diese Kategorie, aber wie sie entstanden waren, gehörte für mich zu den großen Rätseln. Um dies zu lösen, war ich sicherlich hier.

»Gleich werden Sie wieder etwas Interessantes erleben, Mr. Sinclair. Ich komme damit nicht klar, obwohl ich schon lange hier lebe und mir einbilde, Land und Leute zu kennen. Aber für das hier habe ich keine Erklärung.«

Es waren die gleichen drei Männer, die auch die Toten hervorgeholt hatten. Nur bewegten sie sich jetzt auf allen vieren weiter und dicht über dem Boden.

So näherten sie sich dem noch schwach glühenden Feuer. Sie faßten wieder hinein, die anderen Dorfbewohner hatten einen Kreis um sie

gebildet und konnten erkennen, was die drei dort hervorholten.

Es war Asche!

Sie lag nicht nur einfach auf dem Boden, sondern war während des Brennvorgangs in flache Tonschalen gefallen, die so hart waren, daß ihnen das Feuer nichts hatte anhaben können.

»Es ist die Asche der Männer!« flüsterte der Diplomat.

Ich wollte ihm nicht glauben. »Dann wären die drei doch verbrannt.«

Er lachte leise. »Sie sind auch verbrannt. Nur innerlich, Mr. Sinclair. Verstehen Sie das? Innerlich verbrannt, das Feuer hat sich nur an ihre Eingeweide herangemacht. Herz, Leber, Nieren…«

»Stimmt das?« fragte ich skeptisch.

»Bestimmt.«

Die Eingeborenen hatten die Tonschalen allesamt aus der unmittelbaren Nähe des nachglühenden Holzstoßes weggeholt und trugen sie dorthin, wo auch die Toten lagen. Vor den Füßen wurden die Tonschalen abgestellt.

Wieder schwenkte die Kamera und blickte genau auf eine der runden Schalen.

Nicht nur Asche befand sich darin, auch kleine Knochen sah ich, die gelbweiß schimmerten. Sie hatten sich nur aus dem Verband gelöst, waren aber nicht verbrannt.

Ich schluckte. Welche Geheimnisse mochte dieser tropische Regenwald noch hüten? Eines bekamen wir jetzt zu sehen.

Junge Burschen schleppten Gefäße herbei. Bei einer Großaufnahme erkannte ich, daß diese Gefäße aus Glas bestanden.

Sie wiesen eine seltsame, mir trotzdem bekannte Form auf. Man konnte sie als zylinderförmig bezeichnen, auch wenn sie unten schmaler zuliefen und an ihrer Oberseite einen Deckel besaßen. Im Prinzip jedoch hatten sie Ähnlichkeit mit normalen Urnen.

Das sagte ich auch laut.

»Stimmt, Mr. Sinclair. Auch ich bin der Ansicht, daß es sich dabei um Urnen handelt.«

»In die man die Knochen oder die Asche hineinfüllt.«

»Warten Sie es ab. Sie bekommen die Auflösung präsentiert.«

Die drei Urnen wurden dorthin gebracht, wo auch die Leichen und die Tonschalen ihre Plätze gefunden hatten. Ihre Träger gingen vorsichtig mit ihnen um, als würden sie etwas besonders Kostbares zwischen ihren Händen halten.

Alles Weitere übernahm dann der Häuptling allein. Er schickte die Zuschauer mit wilden Armbewegungen weg und begleitete seine Befehle mit kehligen Lauten.

Die anderen zogen sich zurück. Es waren nur Männer. Die Frauen mußten in den Hütten geblieben sein. Der Häuptling begann mit seiner Arbeit. Zum Glück blieb das Auge der Kamera auf ihn gerichtet,

so daß wir alles mitbekamen, was sich dort abspielte.
In den Tonschalen lagen die Knochen vermischt mit dem Staub.
Mit beiden Händen wühlte der Häuptling in den Schalen und legte die Knochen frei. Sogar Schädelknochen sah ich und beugte mich im Sessel weiter vor.
Über meinen Rücken rann es kalt. Ich konnte kaum fassen, daß es die Knochen der Leichen sein sollten, die dort in die erste Urne gefüllt wurden. Der Häuptling hatte den Deckel abgehoben und ihn neben die Urne gelegt.
Er ging dabei sehr vorsichtig zu Werke. Seine gekrümmten Handflächen erinnerten an große Löffel, und er sah zu, daß nicht ein Knochen neben die Urne fiel. Auch der Staub wurde aufbewahrt.
Erst als er die Tonschale gekippt und auch den letzten Rest in seine Handfläche gefüllt hatte, war er zufrieden und konnte sich nun der zweiten Schale zuwenden.
Auch hier ließ er sich Zeit. Mir kam es so vor, als hätte der Häuptling dies nicht zum erstenmal gemacht, und abermals stellte ich mir die Frage, welch ein Zauber dahintersteckte?
Der Film riß mich in seinen Bann. Diese auf die Leinwand gebrachte Realität war für mich faszinierend und abstoßend zugleich.
Was wußten wir Europäer schon von den Naturvölkern des Dschungels? So gut wie nichts. In diesen tiefen tropischen Regenwäldern lauerten noch zahlreiche Geheimnisse, die wir, so alt wir auch wurden, wohl niemals richtig ergründen konnten.
Den Inhalt der dritten Schale füllte der Häuptling ebenfalls sehr sorgfältig in das gläserne Gefäß und richtete sich erst dann aus seiner knienden Haltung auf.
Trotz der finsteren Bemalung auf seinem Gesicht war der zufriedene Ausdruck zu erkennen.
»War's das?« fragte ich.
»Leider nicht.«
»Wieso?«
Der Diplomat neben mir atmete tief ein. »Es geht noch weiter«, erklärte er stöhnend. »Als ich das sah, hatte ich das Gefühl, einen Alptraum zu erleben und verrückt zu werden.«
Da er keinen Kommentar mehr abgab, stellte ich auch keine weiteren Fragen mehr und schaute zu, wie die Indianer mit ihrem Ritual begannen.
Es war der Totentanz!
Sie hatten einen Kreis um die Leichen und die zu ihren Füßen stehenden Urnen gebildet, deren Inhalt jetzt aus Knochen und Menschenasche bestand.
Ich hatte schon Filme über die Sitten und Gebräuche der Naturvölker gesehen, aber nie einen Tanz erlebt wie diesen hier, denn niemand aus

dem Dorf schlug ein Musikinstrument an. Da wurde auf keine Trommel geschlagen, da spielte niemand sonst ein Instrument, es klatschte auch keiner in die Hände, nur die dumpfen Laute aufstampfender Füße hallten über den Platz.

Oftmals ist es so, daß ein Tanz an Wildheit zunimmt, je länger er dauert.

Nicht bei dem, den wir sahen. Die Tänzer hielten sich zurück, als wollten sie die Ruhe der Toten auf keinen Fall stören. Gleichmäßig blieben die Bewegungen, nicht ein Schrei drang aus den geöffneten Lippen, um irgendwelche Geister zu vertreiben. Die relative Ruhe des Tanzes war schon ungewöhnlich.

Trotzdem zog er mich in seinen Bann. Man lernt im Leben nie aus, auch ich lernte hier zu, und es war der Häuptling, der sich aus dem Kreis der tanzenden Männer löste und einen engeren direkt um die drei Leichen und deren Urnen zog.

Dabei beugte er seinen Oberkörper weit vor. Die Tatsache bewies seine Gelenkigkeit, und er schaute bei seinen kreisförmigen Bewegungen starr auf die Toten.

Diesmal blieb er nicht ruhig.

Aus dem offenen Mund drangen unartikulierte Laute, aus denen ich Silben oder Worte entnehmen konnte. Nur eben diese heiseren, manchmal kehligen Schreie, und ich fragte meinen Landsmann nach der Bedeutung.

»Das weiß ich auch nicht. Vielleicht hat er ihnen soeben das Leben eingehaucht.«

»Meinen Sie?«

»Schauen Sie weiter zu, Mr. Sinclair.«

Ich beobachtete den Häuptling, der plötzlich aufhörte und steif stehen blieb.

Die Arme hochgestreckt und die Hände über dem Kopf zusammengelegt, um sie einen Augenblick später wieder blitzschnell fallen zu lassen.

Sie pendelten über den Leichen, bevor sie allmählich ausschwangen.

Das also war es.

Die anderen traten zurück. Sie verschwanden wie Schatten in den Hütten und ließen sich nicht mehr blicken.

Ein düsterer Dorfplatz blieb zurück, über den der Atem des Todes wehte.

Irgend etwas kam von der Leinwand zu mir herüber. Auch ich spürte, wie die Spannung allmählich von mir abfiel, ich mich aber nicht entspannte, denn die Worte meines Nebenmannes heizten mich wieder auf. »Warten Sie ab, Mr. Sinclair, die heißeste Sache kommt noch.«

»Und die wäre?«

»Schauen Sie auf die Toten!«

Es hätte seiner Aufforderung nicht erst bedurft, das tat ich sowieso, denn nichts anderes als die drei Zombies zeigte das Bild auf der Leinwand. Sie lagen auf dem Rücken, und sie waren zu einer Beute für Kriechtiere geworden.

Woher die großen Ameisen und Käfer kamen, war mir ein Rätsel.

Zu Tausenden krochen sie über die Leichen, so daß es aussah, als würden die sich bewegen.

Und das taten sie auch.

Zuerst glaubte ich noch, eine optische Täuschung zu erleben, bis die erste Leiche, es war die mit den weißen Haaren, sich aufrichtete und in der sitzenden Haltung blieb.

»Jetzt machen Sie sich auf etwas gefaßt, Sinclair«, hörte ich das flüstern des Diplomaten…

***

Er hatte nicht gelogen, denn aus den Toten waren plötzlich lebende Tote geworden.

Zombies!

Der Weißhaarige hatte sich als erster hochgedrückt. Er schüttelte sich dabei, und das Kleingetier auf seinem Körper fiel ab, als wären es dicke Regentropfen.

Einige krochen noch aus der Mundhöhle, aber das war nicht sicher, weil die Kamera doch nicht diese Lichtempfindlichkeit besaß, um die Dunkelheit auszuschalten.

Ich war gespannt, und der Kameramann war es ebenfalls gewesen. Jedenfalls führte er seine Kamera nicht mehr so ruhig wie noch einige Minuten zuvor. Er saß in seinem Versteck, zitterte, so daß auch das Bild entsprechend wackelte.

Als der weißhaarige Zombie stand, regte sich der Größte unter ihnen. Auch seine Bewegungen waren schwerfällig, er hatte Mühe, sich überhaupt zu bewegen, setzte sich aber nicht hin, sondern nahm eine kniende Haltung ein. Auch von seinem Körper rieselten die Käfer, als er schwankend über den Dorfplatz ging. Er bekam seine Füße nicht richtig hoch, schleifte sie durch den Staub und entwischte dem Auge der Kamera.

Auch der letzte Tote erwachte. Bei ihm begann es mit einem Zucken, das von seiner Hand her hoch bis zum Oberarm lief, dort den Hals, die Schultern und auch noch den Kopf erfaßte, bevor die lebende Leiche die Kraft fand, den Rücken so in die Höhe zu drücken, daß sie sich aufrecht hinsetzen konnte.

Dann stand er auf.

Innerhalb einer kreisförmigen Bewegung geschah dies, wobei er sich mit einer Hand abstützte und es trotzdem so aussah, als wollte er hinfallen. Einmal zeigte die Kamera sein Gesicht in Großaufnahme.

Ein knochiger grauer Schatten, mehr war nicht zu erkennen.

Die Augen wirkten wie bleiche Kugeln.

Auch er schaffte es, sich hinzustellen und die ersten Schritte über den Dorfplatz zu gehen. Dabei bewegten sich seine Arme, als würden sie überhaupt nicht zu ihm gehören, und er gesellte sich zu den anderen, die bereits den Rand des Dschungels erreicht hatten.

Dort verschmolzen ihre Gestalten mit dem dicht wachsenden Buschwerk, und im gleichen Augenblick war auch der Film zu Ende.

»Mehr gibt es nicht!« hörte ich den Kommentar des Diplomaten.

Ich saß in meinem Sessel und fühlte mich wie erschlagen. Diesen Film mußte ich erst einmal verdauen. Ich hatte Dinge gesehen, wie man sie eigentlich nie zu Gesicht bekommen durfte. Zombies ohne Knochen und Organe, die sich trotzdem bewegten.

Für mich war und blieb dies alles ein gewaltiges Rätsel. Wenn Menschen in ein Feuer geworfen werden, verbrennen sie, da machen auch Zombies keine Ausnahme. Hier war das aber nicht geschehen. Lag es tatsächlich an dieser geheimnisvollen Paste oder Salbe, von der mir der Diplomat berichtet hatte. Solange ich nicht das Gegenteil von dem beweisen konnte, mußte ich es glauben.

Erst das Geräusch der zurückrollenden Wand riß mich wieder in die Wirklichkeit zurück. Ich wischte über mein Gesicht und sah, wie der Diplomat zur Bar ging. Diesmal schenkte er zwei Whisky ein.

»Die können wir wohl beide vertragen«, meinte er.

Ich gab ihm recht.

Wir tranken. Der Diplomat hatte seinen Sessel gedreht, so daß wir uns gegenüber saßen. Es war still bis auf das leise Summen der Klimaanlage.

»Was sagen Sie, Mr. Sinclair?«

Meine Hand mit dem Glas sank nach unten. »Ich bin schockiert.«

»Der Film war übrigens echt.«

»Daran habe ich nie gezweifelt. Nur hätte ich gern gewußt, wie es weiterging.«

Mein Landsmann drehte das Glas zwischen seinen Handflächen.

»Das kann ich Ihnen sagen. Nachdem die Zombies verschwunden waren, verließen auch die Männer des Stammes das Dorf. Sie wollten zur Jagd gehen, doch zuvor brachten sie die Urnen zum Dorfrand, wo auch die Gefäße mit den Resten ihrer eigenen Verstorbenen stehen. Al Bender, der alles fotografiert hatte, sprang über seinen eigenen Schatten. In den frühen Morgenstunden verließ er seinen luftigen Sitz, stahl die Urnen und nahm sie mit zu seinem Boot, das versteckt in den Uferwucherungen des nahen Flusses lag. Wenn man sich in diesem Land einmal auf einem Fluß befindet, gelangt man immer an ein Ziel. Man muß sich treiben lassen. Jeder Fluß mündet in einen anderen, der wiederum in einen größeren, und schließlich erreicht man

irgendwann das Meer. Die Reise des Mannes nach Rio hin war abenteuerlich und hat mehr als zwei Wochen gedauert. Al Bender wußte ja, daß es den Weißen offiziell verboten war, das Gebiet der Aiminas-Indianer zu betreten. Er und seine Kumpane hatten sich nicht daran gehalten. Die Gier nach Gold war bei ihnen stärker gewesen. Und so konnte sich Al Bender auch nicht mit den einheimischen Behörden in Verbindung setzen, um über seine Erlebnisse zu berichten. Er wäre eingesperrt und bestraft worden. Was blieb ihm anderes übrig, als sich der Botschaft anzuvertrauen? Wir haben ihm zunächst nicht geglaubt und uns den Film mehrmals angesehen, aber schließlich waren wir überzeugt.«

»Und verständigten mich«, unterbrach ich ihn.

»Nein, noch nicht. Wir wollten die Sache intern regeln, bis uns plötzlich aus den Elendsvierteln die Nachricht erreichte, daß ein zehnjähriger Junge drei Zombies gesehen hatte. Und die Beschreibung dieser Wesen stimmt mit denen aus dem Urwald exakt überein. Wissen Sie jetzt, wie der Hase läuft, Mr. Sinclair?«

»Ja, in Rio irren drei lebende Leichen herum.«

»Genau. Und die sollen Sie vernichten.« Der Diplomat nahm einen Schluck.

Ich nickte dem Mann zu. »Gut, damit bin ich einverstanden. Nur muß ich weitere Informationen haben.«

»Die können Sie bekommen.«

»Was hat dieser Al Bender mit den Urnen gemacht? Hat er sie vielleicht Ihnen gebracht?«

Der Mann hob beide Arme. »Gott bewahre, nein! Er hat sie zu einem alten Friedhof geschafft, wo auch ein altes Gebäude existiert, in das Urnen gestellt werden können.«

»Gut. Und wo ist Bender jetzt?«

»Der hält sich in seiner Wohnung auf.«

»Will er nicht außer Landes?«

»Doch, aber wir haben einen Riegel vorgeschoben. Erst muß dieser verdammte Fall geklärt sein, dann kann er meinetwegen fliegen. Oder sind Sie anderer Meinung?«

»Nein, das war gut. Aber wie hat sich das mit dem zehnjährigen Jungen verhalten?«

Der Diplomat lächelte. »Das wiederum ist eine Geschichte für sich. Manuel, so heißt der Kleine, lebt in einem der Elendsviertel von Rio. Manuel ist den Zombies begegnet und konnte ihnen entkommen. Es gab für ihn nur einen Menschen, dem er sich anvertrauen konnte. Das war Padre Sainho. Und dieser Mann, ein Idealist durch und durch, ist auch ein Bekannter von mir. Wir haben uns oft getroffen, außerdem spenden wir hin und wieder für seine Gemeinde. Der Padre erzählte mir von den Erlebnissen des Jungen, und ich, der den Film kannte,

zog natürlich die richtigen Schlüsse, ohne dem Padre etwas von dem Streifen zu sagen. Ich versprach ihm nur, mich um diese Sache zu kümmern. Das ist alles.«

»Dann weiß der Patre nicht, daß ich hier bin?«

»So sieht es aus.«

»Könnte er uns helfen?«

»Damit hätten Sie einen guten Verbündeten. Übrigens, er kennt auch Sie, Mr. Sinclair?«

»Wieso?«

»Sie waren doch zweimal in Rio. In den Armenvierteln gibt es zwar so gut wie kein Telefon, aber Nachrichten verbreiten sich sehr schnell. Oft sind die Padres die Zentralen, bei denen alles zusammenläuft. Man hat Ihren zweimaligen Besuch in Rio wohl nicht vergessen. Als ich mit dem Geistlichen sprach, erwähnte ich auch Ihren Namen, Mr. Sinclair, und da leuchteten seine Augen auf.«

»Das ist positiv. Weiterhin denke ich darüber nach, was die drei Zombies nach Rio getrieben haben könnte.«

Der Diplomat nickte. »Das ist die Frage.«

»Sie wissen die Lösung auch nicht?«

»Leider nein. Wichtig erschien es mir einzig und allein, die lebenden Leichen zu finden.«

Auch für mich war dies vorrangig. Trotzdem, im tiefen Dschungel wären die lebenden Toten viel besser untergebracht gewesen. Welcher Grund hatte sie also in dieses weit entfernte Rio getrieben? Dafür mußte es doch ein Motiv geben.

Darüber dachte ich nach und kam eigentlich nur zu einem Ergebnis, von dem ich allerdings auch nicht wußte, ob es den Tatsachen entsprach. Vielleicht suchten die lebenden Leichen mit den innen ausgehöhlten Körpern auch nur nach ihren Resten. Den Knochen und der Asche, die in drei verschiedenen gläsernen Urnen verteilt lagen. Für mich gab es keine andere Möglichkeit. Das mußte es einfach sein.

Aber waren sie allein gekommen? Konnten sie es tatsächlich schaffen, diesen langen Weg zurückzulegen, wobei sie sich nur auf ihren Instinkt verließen?

Ich grübelte und kam zu dem Entschluß, daß dies so leicht nicht möglich war.

Zombies sind tumbe Gestalten, die keinen Befehlen folgen, es sei denn, Asmodis persönlich setzte sie zu seinen Zwecken ein.

Vielleicht auch Xorron, der ihr Herr und Meister gewesen war.

Diese lebenden Leichen irrten oft durch die Gegend, immer auf der Suche nach Menschen.

Sie hätten auf ihrem Weg nach Rio eine grausame Spur hinterlassen haben müssen. Eine Spur, die nicht verborgen bleiben konnte. Das war nicht geschehen, und darüber wunderte ich mich.

So daß ich zu dem Entschluß kam, daß irgend jemand die Zombies leitete und ihnen vielleicht sogar Schutz gab.

»So nachdenklich, Mr. Sinclair?« fragte mich der Diplomat.

»Ja, das bin ich tatsächlich.«

»Wollen Sie aussteigen?«

Ich lächelte. »Keine Sorge, Sir, ich bleibe.« Dann berichtete ich dem Mann von meinen Überlegungen, denen der Diplomat allerdings nicht so recht folgen konnte. Kein Wunder, er hatte sich in seinem Leben bestimmt noch nicht mit lebenden Toten befassen müssen.

»Wie sehen denn Ihre Pläne aus?«

»Ich muß herausfinden, welcher Grund die lebenden Leichen hergetrieben hat. Zuvor aber werde ich mich mit dem Mann in Verbindung setzen, der diesen Film gedreht hat.«

»Al Bender.«

»Ja. Dann will ich auch mit Padre Sainho sprechen und mit Manuel, dem Jungen.«

»Und den Friedhof besuchen?«

»Auch das.«

Der Diplomat nickte. »Wahrlich kein leichtes Programm, das Sie sich da vorgenommen haben.«

»Das ist immer so, Sir. Man gewöhnt sich mit der Zeit daran. Glauben Sie mir.«

»Sicher.«

»Wo kann ich Al Bender finden?«

Er sagte mir die Adresse. »Damit können Sie natürlich nichts anfangen, das ist klar. Ein Fahrer wird für Sie abgestellt.«

»Das ist nett, danke.«

»Ich wollte, wir könnten noch mehr für Sie tun«, sagte der Diplomat zum Abschied. »Viel Glück, und stoppen Sie die Zombiepest!«

»Ich werde mich bemühen, Sir.«

***

»Fehler, nur Fehler habe ich gemacht!« keuchte Bender. »Ich hätte verschwinden und mich nicht an die Kacker aus der Botschaft wenden sollen. Dann wäre alles vorbei, und ich säße nicht in dieser Bude ohne Air condition…«

Es war Als Standardsatz, den er mindestens zehnmal am Tag wiederholte und nach diesen Worten einen so starken Durst verspürte, daß er automatisch zur Flasche griff und sich Rum in die Kehle goß. Seit er einige Jahre seines unruhigen Lebens auf den karibischen Inseln verbracht und sich an dieses Getränk gewöhnt hatte, kam er auch nicht wieder davon los.

Eine Flasche Rum am Tag war der Durchschnitt. Manchmal wurden es sogar zwei.

Das hielt selbst kein Elefant auf die Dauer durch, geschweige denn ein Mensch. Al Bender wußte, daß er sich systematisch kaputt soff, und er wollte erst dann damit aufhören, wenn er aus Rio verschwunden war und nicht mehr in einer Bude wie dieser hausen mußte. Sie war in einem schäbigen grauen Wohnblock, die staubige Gegend ohne Grün. Seine Mitbewohner gehörten zwar nicht gerade zur untersten Schicht, viel besser waren sie aber in seinen Augen auch nicht dran. Die meisten lebten von der Hand in den Mund. Es war sowieso ein Wunder, daß sie die Miete noch zahlen konnten.

Zu Benders Zimmer gehörte auch eine Toilette, in der auch die Dusche untergebracht war. Die Toilette funktionierte zum Glück, die Dusche nicht.

Ein Fenster besaß sein Wohnraum. Direkt darunter stand sein Bett, eine alte Liege, die bei jeder Bewegung ächzte. Ansonsten gab es bis auf zwei Stühle und einen wackligen Tisch keine Möbelstücke.

Al hatte seine wenigen Habseligkeiten in einem Seesack verstaut, der, festverschnürt, an der Wand lehnte.

Bender schielte auf das Fenster. Trotz eines engmaschigen Fliegengitters kam es immer wieder vor, daß Insekten den Weg in sein Zimmer fanden und sich an seinem Blut labten. Er hatte es aufgegeben, nach ihnen zu schlagen, und als er auf die Flasche schielte, mußte er feststellen, daß sie schon wieder leer war.

Bender grinste. »Ich glaube, da säuft heimlich einer mit«, sagte er und schielte in die Flaschenöffnung.

Der Boden war und blieb leer.

»So ein Mist, verdammt!« knurrte er und überlegte, ob noch irgendwo eine Reserveflasche stand.

»Ja, im Bad!« murmelte er. Aber an die wollte er nicht heran. Sie war seine eiserne Reserve.

Al überlegte hin und her. Mit ungelenk wirkenden Bewegungen fuhr er durch sein graues Haar und den inzwischen schon fünf Tage alten Bart. Er hatte einfach keinen Bock darauf gehabt, sich zu rasieren. Und die Kleidung hatte er in dieser Zeit auch nicht gewechselt. Als Nahrung hatte er nur Rum und Maisfladen zu sich genommen, und er hatte immer wieder an die Ereignisse im Dschungel denken müssen.

Wenn er besonders viel Rum getrunken hatte, sah er sich wieder in der Baumkrone sitzen und die Kamera vors Auge halten. Daß ihm so etwas überhaupt gelungen war, darüber wunderte er sich heute noch. Vor einigen Wochen hatte er Nerven wie Stahl gehabt.

Er war Zeuge, wie die anderen seine Kollegen töteten. Die Wilden hatten die Männer überwältigt, gefesselt und ihnen einen Trank eingeflößt, an dem sie unter schlimmen Schmerzen gestorben waren.

Nur durch Zufall war Bender ihnen entwischt, und er war in das Dorf zurückgekehrt, um Rache zu nehmen. Nun, er hatte gefilmt, und dabei

war es schließlich geblieben.
Auf seiner Flucht nach Rio hatte er dann Zeit gefunden, über sein weiteres Vorgehen nachzudenken. Der ursprüngliche Plan war von ihm verworfen worden. Er hatte seine Mannschaft zusammenstellen wollen, um in den Dschungel zurückzukehren. Da hätte es dann keine Überlebenden mehr gegeben. Aber so etwas wäre aufgefallen.
In der letzten Zeit reagierten die Behörden unter dem andauernden Druck der Öffentlichkeit auf Morde an Indianern besonders sensibel. Wer die brasilianischen Gefängnisse von innen kannte, hatte keine Lust, sie länger als zu einer Besichtigung zu besuchen, das stand fest.
Über seine Landsleute war er enttäuscht. In der Botschaft waren ihm sogar die Papiere abgenommen worden, und so sah er sich gezwungen, so lange in Rio zu bleiben, bis es sich die Herren in den noblen Anzügen anders überlegt hatten.
Al Bender stand auf.
Noch war er nicht so stark betrunken. Nur einen leichten Pegel besaß er, aber das war eigentlich immer so, und darüber brauchte er sich auch keine Gedanken zu machen.
Seine Schritte waren noch ziemlich ruhig und normal, als er sich der Tür näherte. Er wollte nicht auf den schmutzigen Flur, der als lange Loggia gebaut war und außen an dem Gebäude vorbeilief, sondern ins Bad, wo die Flasche stand.
Al riß die Tür auf. Die Klinke hing durch, und er hatte auch kein Interesse daran, sie zu reparieren. Er trat über die Schwelle, blieb rülpsend mitten im Raum stehen, drehte sich um und schaute zunächst in den Spiegel, dessen Fläche so blind war, daß er zwei Schritte näher an sie herangehen mußte, um sich überhaupt darin sehen zu können. Unter dem Spiegel befand sich der Waschtisch.
Gegen den stieß er mit der Gürtelschnalle und schaute sich an.
Er sah zum Weglaufen aus.
Aufgedunsen war die Haut, und sie wurde von roten Äderchen durchzogen. Auch die Augen quollen vor, sie besaßen schon den Blick eines Frosches. Auf dem Kopf wuchsen die verfilzten Haare als eine graue Masse, die wie dichter Draht aussah, weil jede einzelne Strähne vor Schmutz starrte. Bestimmt hatten sich zahlreiche Läuse seinen Kopf als Wohnort ausgesucht.
»Beschissen sehe ich aus!« keuchte er. »Verdammt beschissen.« Er nickte sich noch einmal zu und drehte den Wasserhahn auf. Ein dünnes Rinnsal sickerte hervor. Zudem war es noch rötlich gefärbt und bekam allmählich einen braunen Ton, so daß selbst der nicht gerade verwöhnte und dschungelerfahrene Al Bender davor zurückzuckte. Er beschloß, sich sein Gesicht nicht zu waschen. Die Flasche konnte er auch mit ungewaschenem Gesicht leeren.
Sie stand hinter der Toilette. Direkt neben dem Abfluß. In diese

Lücke hatten Spinnen ihre Netze gewebt, so daß es aussah wie ein graues dichtes Band.

Die Flasche hatte nicht viel gekostet. Rum gehörte hier zu den preiswerten Getränken.

Mit der Flasche in der Hand ging er wieder zurück. Das Licht ließ er brennen. Er öffnete die Tür und blieb wie vom Donner erwischt stehen.

Vor ihm stand eine Gestalt des Grauens. Und sie zielte mit einem Pfeil auf seine Brust…

***

Diesmal lernte ich Rio von einer anderen Seite kennen. Wir fuhren dorthin, wo die Menschen lebten, die noch nicht zu den Ärmsten gehörten.

Der Fahrer hieß Pete Ravina und war ein Rio-Kenner. Er sagte mir gleich, daß er unten bleiben würde, weil er auf den Wagen achten mußte. »Wenn der nicht beaufsichtigt wird, montieren diese Burschen alles ab, was nicht niet- und nagelfest ist. Glauben Sie mir, Sir.«

Das konnte ich mir vorstellen. Außerdem mußte er es ja wissen.

Dieser Mann kannte Rio.

Auch in der modernen Zeit konnte man in Brasilien auf Eselskarren nicht verzichten. Wir rollten über eine staubige Piste. Hochbeladene Lastwagen, Tiergespanne und Personenwagen schoben sich aneinander vorbei. Natürlich fehlten auch die Radfahrer nicht, die sich zwischen die motorisierten Fahrzeuge drängten.

Wir bogen schließlich ab. Der Weg wurde schmaler, aber nicht besser. Dafür wuchsen hin und wieder trockene Grasbüschel aus dem Boden. Sie fristeten auf irgendwelchen Erdhügeln ein trauriges Dasein.

Unser Blick klärte sich, und ich sah vor mir auf einer breiten Hügelkuppe die drei gewaltigen Klötze. Widerliche Wohnsilos, die mich an Pferdeställe erinnerten, und in die man die Menschen hineingepfercht hatte. Zu uns hingewandt, befanden sich die breiten Außengänge, sogenannte Loggien. Dort hatten die Bewohner auch ihre Leinen gespannt, an denen bunte Wäschestücke flatterten.

Vor den Häusern vertrieben sich zahlreiche Kinder mit einem Fußball die Zeit. Brasilien brachte ja immer wieder große Ballartisten heraus, und auf jedem freien Platz wurde gebolzt. Manchmal nur mit leeren Konservenbüchsen.

Vor den langen Häusern hockten die älteren oder arbeitslosen Männer und starrten in die Sonne. Ein Lieferwagen kam uns entgegen. In seine offene Heckklappe hatten sich zwei Mädchen gedrängt, die ein Stück mitfahren wollten.

Über allem stand die südliche Sonne als heißer Ball. Gnadenlos brannte sie auf die trockene Erde nieder.

Wir fuhren auf ein Haus zu. »In welcher Etage Bender wohnt, weiß ich nicht«, erklärte Ravina. »Aber es gibt an den Häusern Klingelschilder, vorausgesetzt, man hat sie nicht abgerissen.«

»Herrliche Aussichten.«

Pete grinste mich an. Sein dunkler Schnauzbart zog sich dabei in die Breite. »Was wollen Sie machen? Hier ist nicht England.«

»Obwohl es bei uns auch gefährliche Ecken gibt.« Ich löste den Gurt. Bevor ich ausstieg, griff er unter die Jacke und holte einen Revolver hervor. Er wog die Waffe in der Hand. »Das ist hier manchmal das beste Argument. Sehen Sie sich nur die Leute an. Die fressen unseren Wagen fast mit den Augen auf.«

»Ich werde mich beeilen.«

»Tun Sie das.«

Eine Staubwolke empfing mich. Ich starrte durch die Wolke und sah die Gesichter der vor dem Haus sitzenden Männer nur verschwommen. Es waren auch junge, kräftige Burschen darunter.

Zumeist trugen sie nur schmutzige Unterhemden und kurze Hosen.

Ihre dunkle Haut glänzte in der Sonne, und sie schauten mir mit glitzernden Augen nach, als ich zum Eingang ging.

Pflaster gab es hier nicht. Jeder meiner Schritte wirbelte den Staub auf. Wenn die Regenzeit begann, würde sich dieses Gebiet in ein einziges Schlammloch verwandeln.

Die breite Haustür befand sich an der Schmalseite des Gebäudes und stand sperrangelweit offen. Man konnte sie nicht abschließen, weil sie schief in den Angeln hing. Aber die Klingelschilder waren vorhanden. Ich hatte Glück, fand den Namen Bender in der fünften Etage und brauchte nicht allzu hoch.

Wenig später fand ich mich in einem viereckigen und relativ breiten Flur wieder, in dem kleine Kinder hockten und rauchten, während sie mit bunten Autos spielten.

Ich ging an den Kindern vorbei und auf das Treppenhaus zu, aus dem mir zahlreiche Gerüche entgegenwehten. Sie voneinander zu unterscheiden, war so gut wie unmöglich. Da mischten sich scharfe Gewürze mit irgendwelchen Kohlarten und anderen Gemüsesorten.

Zudem roch es noch nach Toilette.

Natürlich war es auch nicht ruhig. Der Stimmenwirrwarr wurde untermalt von lauter Radiomusik und dem Gedröhne von den Fernsehapparaten.

In der zweiten Etage sah ich die beiden Mädchen. Bei diesen dunkelhäutigen Personen ist das Alter schlecht zu schätzen. Meiner Ansicht nach waren sie blutjung. Beide trugen enge Hemden mit runden Ausschnitten. Die Boxerhosen saßen provozierend knapp und zeigten mehr, als sie verhüllten. Die Mädchen lehnten zudem in einer typischen Haltung an der Wand, die mir genug sagte, und sie rauchten

dabei ein Zeug, dessen Qualm mich an Marihuanagestank erinnerte.

Natürlich quatschten sie mich an. Eine hob ihr Hemd hoch und zeigte, was sie zu bieten hatte.

Ich ging vorbei.

Auf der Treppe wurde ich von ihrem Schimpfen verfolgt. Ein paarmal vernahm ich die Worte Yankee und Gringo.

Die Wohnungen selbst waren nur von den Loggien aus zu erreichen. Auch in der fünften Etage, die ich zu meinem Ziel auserkoren hatte. Ich mußte eine Metalltür öffnen, und kaum war ich ins Freie getreten, als mir einige Wäschestücke entgegenflatterten, die auf der Leine und vom Wind bewegt wurden.

Unter der Wäsche tauchte ich hindurch. Da blies der warme Wind frei in mein Gesicht. Er war von Staub durchsetzt, und das Zeug knirschte schon bald zwischen meinen Zähnen.

Zwischen Wäsche und Wand hielt ich mich auf. Zahlreiche Türen standen mir zur Verfügung. Auf jede schaute ich. Manchmal waren Namenschilder angebracht worden. Ich ging davon aus, daß Bender seine Behausung gekennzeichnet hatte, sonst hätte er ja an der Haustür auch darauf verzichtet.

Eine stabile Negerin mit einem Wäschekorb auf den Armen öffnete neben mir so heftig eine Tür, daß ich erschrak. Sie zuckte aber auch zusammen, ging zurück und schloß wieder die Tür.

Vier Schritte weiter stolperte ich über den Toten. Es war ein magerer Mann, der dicht an der Wand lag und von einem weit nach unten hängenden Wäschestück fast verdeckt wurde. Ich war gegen seine Füße getreten, blieb stehen und wurde bleich. Unter seinem Hals rann eine dunkle Lache hervor. Es war Blut, und die Waffe hatte ihn auch am Hals erwischt. Zuerst konnte ich nicht erkennen, was es gewesen war. Erst als ich mich bückte und die Leiche ein wenig bewegte, sah ich den Durchschuß. Und diese Art von Wunde wiederum wies auf einen Pfeiltreffer hin.

Die Haut zwischen meinen Schultern wurde mir plötzlich eng, so sehr zog sie sich zusammen. In der Kehle verspürte ich ein trockenes Gefühl, und auf der Stirn lag der Schweiß.

Der Killer, der den Mord auf dem Gewissen hatte, arbeitete lautlos.

War es einer der drei Zombies?

Wegschaffen konnte ich den Toten nicht. Und ich hoffte dabei, daß er so schnell nicht entdeckt wurde. Jedenfalls würde ich Al Bender aus seiner Bude herausholen und mich nicht darin unterhalten.

Hinter mir hatte die dicke Negerin die Loggia betreten und hing ihre Wäsche auf. Sie sang dabei ein Lied. Ich ging inzwischen weiter, erreichte die nächste Tür und sah das Schild.

Al Bender!

Die Leiche, die Nähe der Tür, diese beiden Dinge addierte ich.

Würde mein Besuch anders enden, als ich es mir vorgestellt hatte?
Ein Fenster gab es nicht. Das lag zur anderen Hausseite hin, aber ich hörte aus der Wohnung einen furchtbaren Schrei. Da riß ich die Tür auf!

***

Eine Gestalt des Schreckens, ein Wesen, wie es nur in Alpträumen oder im tiefsten Dschungel vorkam.
Al Bender stand auf der Stelle und rührte sich nicht. Nur seine Faust, die sich um den Flaschenhals geschlossen hatte, öffnete er langsam und eigentlich, ohne es zu wollen. Die Flasche rutschte ab und fiel auf den grünlichen Kunststoffboden, ohne allerdings zu zerschellen.
Er war durch diesen furchtbaren Anblick auch wieder nüchtern geworden, hob dann die linke Hand und strich über sein Gesicht, als wollte er mit dieser Geste diesen schrecklichen Anblick vertreiben.
Doch der blieb.
Kein Gespenst hatte ihn besucht, er hatte sich auch nichts eingebildet, dieses Wesen vor ihm war echt.
Und er mußte sich eingestehen, es zu kennen. Ja, er hatte es schon gesehen, vor einigen Wochen, als er im Urwald die schrecklichen Taten der Eingeborenen erlebt hatte.
Nur einen dünnen, papierartigen Lendenschurz trug er. Dafür war sein Oberkörper bis hin zu den Füßen mit einem braunen Zeug eingerieben, das bestialisch roch. Das Gesicht zeigte rote, graue und weiße Symbole, die sich auf den Wangen, der Nase, der Stirn und am Kinn verteilt hatten, und quer durch beide Nasenlöcher steckte ein dünner Knochensplitter, ohne daß jedoch Blut an den beiden Wunden ausgetreten wäre.
Das linke Bein hatte der Eindringling nach vorn geschoben. Bei seiner Waffe brauchte er Standfestigkeit. Er hatte die Sehne des Bogens gespannt, auf der der Pfeil lag. Die Spitze, aus einem harten Stein geschliffen, wies direkt auf die Brust des Mannes, und sie zitterte nicht um einen Deut.
Die Gestalt strahlte eine gefährliche Ruhe aus. Trotzdem war Bender fest davon überzeugt, daß sie innerhalb einer Sekunde explodieren konnte.
Als Al schwindlig wurde, atmete er tief ein. Danach ging es etwas besser. Die Feuchtigkeit in seinem Nacken blieb. Es war der kalte Angstschweiß, der sich dort angesammelt hatte.
Zunächst nickte Al Bender. Danach öffnete er den Mund und preßte die Frage hervor. »Was willst du hier?«
Der andere gab ihm keine Antwort, die er hätte verstehen können.
Ein guttural klingender Laut drang aus dem Mund, und mit einer Kopfbewegung deutete der Häuptling auf die freie Wand, wo sich auch

die Tür befand. Es war klar, was er damit meinte. Al Bender sollte sich dort aufbauen, und Al verstand dies auch.

Er ging wie auf Eiern. Die Gefahr verdichtete sich von Sekunde zu Sekunde. Er hatte das Gefühl, in einem Raum zu stehen, der immer kleiner wurde und ihm einen Teil der Atemluft nahm. Er machte sich Vorwürfe, zuviel getrunken zu haben. Wäre er völlig nüchtern gewesen, hätte er es vielleicht schaffen können, den anderen zu überwinden, so aber zitterte er vor Schwäche und Angst.

Neben seinem stets gepackten und irgendwie fluchtbereit wirkenden Seesack blieb er stehen.

Der Häuptling hatte seine Gehbewegungen sehr genau verfolgt und sie mit der Pfeilspitze nachgezeichnet. Erst als sich Bender mit dem Rücken gegen die Wand preßte, hielt auch der Eindringling in seinen Bewegungen inne. Dafür starrte er den Weißen an.

Al wich dem Blick nicht aus. Er hätte es gern getan, aber in den Augen des anderen lag eine so zwingende Kraft, daß er nicht anders konnte. Die Pupillen kamen ihm vor wie dunkle Kreise, die ein tiefes Geheimnis hüteten und gleichzeitig auch ein Wissen, um das der Weiße dem Eingeborenen beneidete.

Bender kam sich plötzlich klein und schmutzig vor. Er war früher stets überheblich gewesen, hatte die Ureinwohner des gewaltigen Kontinents als den letzten Dreck bezeichnet und mußte nun mit ansehen, wie der andere mit ihm »spielte«.

Noch immer fragte er sich, was dieser Häuptling von ihm wollte, und er wollte es sehr bald erfahren, denn dieser änderte seine Haltung. Er drückte seinen Kopf vor, öffnete den Mund und nahm die Bogensehne jetzt zwischen die Zähne.

Der Pfeil hatte sich bei dieser Übergabe kaum bewegt. Der Häuptling wollte eine Hand freihaben. Dies aus einem bestimmten Grund.

Er griff dorthin, wo sein Lendenschurz von einer Lianenkordel zusammengehalten wurde, und klaubte mit zwei Fingern etwas hervor, das zerknüllt war und von Bender zunächst nicht identifiziert werden konnte.

Papier war es nicht. Leder ebenfalls nicht, es sah mehr aus wie ein Blatt.

Und das warf der Häuptling dem Weißen kommentarlos vor die Füße. Sprachlich konnten sich die beiden ohnehin nicht verständigen, aber der Weiße wußte auch so Bescheid, obwohl ihm der andere noch zeigte, was er zu tun hatte, indem er leicht in die Knie ging und den freien Arm dem Boden entgegenstreckte.

Al Bender folgte dieser Bewegung, ohne allerdings den Indio aus den Augen zu lassen. Dazu mußte er in die Höhe schielen.

Benders Finger fanden das Blatt eines Dschungelbaumes. Man konnte es beinahe falten wie Papier. Bender zog es langsam auseinander.

Um etwas erkennen zu können, mußte er es glätten, strich mit den Fingern darüber, schaute hin und erschrak.

Bender erkannte drei Gegenstände, die sich glichen wie ein Haar dem anderen. Es waren die Urnen.

Tief atmete Al Bender durch. Der Kloß in seinem Magen wurde dicker. Er begann zu bereuen, denn er wußte mit einemmal, daß er mit dem Raub dieser Gefäße einen Fehler gemacht hatte.

Der Häuptling wollte sie zurückhaben. Deshalb hatte er den langen und beschwerlichen Weg auf sich genommen, Bender wunderte sich sowieso, daß dieser Mann es geschafft hatte, ihn in einer so turbulenten Stadt wie Rio zu finden.

Er hörte den Häuptling reden. Bender fühlte sich angesprochen, hob den Kopf und sah wieder die verdammte Pfeilspitze auf sich gerichtet. Die Bogensehne hielt der Indianer noch immer mit den Zähnen fest. Seine Augen funkelten. Er schien fest entschlossen, den Plan bis zum bitteren Ende durchzuführen.

Auch sah er sich genötigt, eine Antwort zu geben. Der Häuptling wartete darauf. Und Bender spürte vor Angst schon den Pfeil in der Brust.

»Nein, ich…« Mehr brachte er nicht hervor. Er schüttelte noch den Kopf, und das hätte er nicht tun sollen. Der Häuptling verstand die Geste falsch. Für einen Augenblick schien sein Gesicht nur aus Augen zu bestehen, und Bender ahnte, was auf ihn zukam. Als er seine rechte Hand schützend hob, war es bereits zu spät. Da war der Pfeil schon unterwegs.

Al hörte noch das Surren und das harte Zurückschnellen der Sehne, dann kam der Schmerz.

Böse, dämonisch, seinen Körper für sich einnehmend. Bender schielte auf seine linke Schulter, wo das Zentrum des Schmerzes lag, und er sah den Schaft des Pfeils hervorragen, während die Spitze an seinem Rücken aus dem Fleisch schaute.

Den linken Arm bekam er nicht mehr hoch. Der Treffer hatte seine Bewegungen lahmgelegt, so daß Bender nicht in der Lage war, auch nur die Finger zu bewegen.

Er hörte sich selbst krächzen und vernahm plötzlich die nächste seltsame Frage des anderen. Diesen gutturalen Laut, wobei Bender abermals den Fehler machte und mit einem keuchenden Nein antwortete, was er im Prinzip nicht wollte.

Der Häuptling mußte ihn verstanden haben. Vielleicht kannte er das Wort auch, hatte es auf seiner Reise schon des öfteren gehört. Jedenfalls holte er aus einem schmalen Köcher den nächsten Pfeil, legte ihn auf die Sehne, die er sofort spannte.

Ein wenig senkte er die Spitze, schoß – und der Treffer riß Bender das linke Bein weg. Im Oberschenkel hatte es ihn erwischt. Bender

konnte sich nicht mehr halten. Er fiel gegen die Wand und riß dabei seinen Seesack um. Und dann lag er auf ihm. Wehlaute drangen über seine Lippen, während der Häuptling sich in seine Richtung drehte und einen weiteren Pfeil auf die Sehne legte.

Er kam noch einen Schritt näher, glotzte den Weißen starr an. In seinen Augen stand kein Erbarmen, es schien, als wollte er den Mann auf dem Boden festnageln.

Bender durchwühlte der Schmerz. Dennoch konnte er klar denken, und er wußte auch, daß er einen dritten Treffer nicht überleben würde.

Die Angst war da. Würgend und heiß. Er riß den Mund auf, der Schrei war eine automatische Folge dieser Angst, und er hallte durch das kleine Zimmer. Als letzter Protest eines allmählich dahinsiechenden Menschen…

Auch ich hatte den Schrei gehört, war alarmiert worden und stieß die Tür auf. Meine Befürchtung, sie verschlossen zu finden, bestätigte sich zum Glück nicht.

Während ich die linke Schulter gegen das Eisen stemmte, zog ich mit der rechten die Beretta, taumelte in das hinter der Tür liegende Zimmer, starrte für einen winzigen Moment auf ein leeres Bett und schaute erst dann nach rechts, als ich einen Mann am Boden liegen sah. Ein Urwald-Bewohner stand neben ihm.

Dieser war mit Pfeil und Bogen bewaffnet und fuhr sofort herum, als ich in den Raum stürmte.

Daß er schießen würde, war mir klar. Deshalb jagte ich einen Warnschuß in seine Richtung und hechtete gleichzeitig auf das entfernt stehende Bett zu.

Der Pfeil zischte über mich hinweg. Ich krachte auf die Liegestatt, die sich unter meinem Gewicht durchbog und fast zusammengebrochen wäre. Hätte ich den Kopf nicht eingezogen, wäre der noch gegen die Wand gestoßen, so aber drehte ich mich auf dem Bett liegend und brachte die Beretta in Anschlag.

Der Indianer stand an der Tür. Ein Pfeil lag auf der Sehne, der Bogen war gespannt. Aber der Mann schoß nicht, sondern zog sich mit einer gleitenden Bewegung zurück, so daß ihn im nächsten Moment das Metallblatt der Tür deckte, das auch meine Berettakugel aufgefangen hätte.

Ich schnellte vom Bett hoch und wollte Bender helfen. Der aber wehrte ab.

»Ich komme schon durch«, ächzte er. »Der Arzt hat noch Zeit. Hol dir den anderen, Mann…«

Al hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ich schon auf der langen Loggia stand. So romantisch es wirkte, wenn Wäsche bunt im Wind flatterte, jetzt hinderte sie mich daran, etwas zu erkennen.

Die wehenden »Fahnen« nahmen mir die Sicht. Wenn ich etwas erkennen wollte, mußte ich sie erst zur Seite drücken. Aber ich konnte den Weg des anderen trotzdem verfolgen, denn ich hörte seine Stimme und die anderer Menschen.

Der Eingeborene schrie!

Es waren wütende Töne, fast grunzend und voller Haß. Dazwischen der hohe Ruf einer Frau, der mir eine Gänsehaut über den Rücken jagte.

Ich wühlte mich außen an der Wäsche vorbei.

Hin und wieder warf ich einen Blick in die Tiefe. Unten stand noch immer unser Wagen. Der Fahrer war nicht ausgestiegen, obwohl einige Typen um das Fahrzeug herumschlichen wie Katzen um den heißen Brei. Von der Seite konnte es auch noch Ärger geben.

Ich jagte weiter und sah die dicke Negerin. Sie hatte so geschrien.

Durch ihre voluminöse Figur versperrte sie fast den gesamten Weg, und sie bewegte ihre Arme zuckend auf und nieder.

Ausgerechnet mich hatte sie sich als Opfer ausgesucht. Ich konnte kein Portugiesisch, aber was sie sagte, verstand ich trotzdem.

»Der Teufel hat mich besucht! Der Teufel!«

Ich mußte sie zur Seite stemmen, weil sie ausgerechnet bei mir Hilfe suchte. Gegen die Wäsche drückte ich sie, wo sich die dicke Frau verzweifelt festklammerte und das fertigbrachte, was weder der Eingeborene noch ich geschafft hatten.

Sie riß die Leine ab, und das frisch gewaschene Zeug fiel über ihr zusammen. Von der dicken Negerin war nichts mehr zu sehen, von dem Indio ebenfalls.

Mein Blick war jetzt frei, ich konnte ans Ende der Loggia schauen, wo sich der Eingang zum Treppenflur befand. Türen wurden aufgerissen. Das Schreien der Negerin hatte die anderen Bewohner alarmiert. Sie stürmten auf die Loggia und verbauten mir den Weg.

Ich jagte trotzdem los.

Es lag wohl an der Überraschung, daß ich es schaffte, denn die ersten konnte ich zur Seite räumen. Ein Mann mit Kugelbauch wollte sich gegen mich stemmen. Ich drückte mich an ihm vorbei, so daß er gegen die Außenmauer fiel und fast noch über sie hinweggekippt wäre.

Wenig später stand ich im Flur.

Die Treppe nahm ich mit großen Sprüngen, brachte die ersten beiden Absätze hinter mich und sah den Indio trotzdem nicht. Sein Vorsprung hatte sich in den letzten Sekunden noch weiter vergrößert.

Ich blieb am Ball. Mit einer Hand hielt ich mich am Geländer fest, während ich die Stufen hinabsprang und auch die beiden jungen Mädchen wiedersah, die sich noch immer an der gleichen Stelle aufhielten, jetzt aber verdammt blaß waren und zitterten.

Ich blieb stehen, schaute sie beschwörend an und fragte: »Wo ist er hin?«

Sie mußten mich irgendwie verstanden haben, denn sie deuteten in die Tiefe.

»Danke.« Schon war ich weg. Auch im Treppenflur stellten sich mir Menschen entgegen. Zum Glück nur Kinder, die schnell verschwanden, als sie mich wie einen zweibeinigen Tiger die Treppe herunterrasen sahen.

Das Haus hatte ich noch nicht verlassen, als ich die Echos der Schüsse vernahm.

Für mich kam nur einer in Betracht, der gefeuert hatte. Pete Ravina, mein Fahrer.

Ich wurde vorsichtiger, stand vor der Tür und blieb im Schatten der Hauswand.

Die von den Schüssen aufgeschreckten Bewohner rannten über den Platz und suchten Deckung. Aber nicht auf sie zielte Pete. Er hielt in die andere Richtung, hatte seinen Schußarm auf das Wagendach gelegt und jagte die Kugeln hinter der Gestalt her, die von einer hochgewirbelten Staubwolke verdeckt wurde und bereits einen der Abhänge erreicht hatte, über den sie blitzschnell hochkletterte.

Die Entfernung zwischen ihr und mir war einfach zu groß, als daß sich eine Verfolgung gelohnt hätte. Und so blieb ich zunächst einmal stehen, auch Pete senkte die Waffe. Er sah mich, winkte, hob die Schultern, und ich verstand seine Geste.

Schnell lief ich zu ihm.

»In den Wagen, Sir.«

Er mußte es besser wissen, also gehorchte ich. Dieser Mann kannte sich aus und griff bereits zum Telefon. Es gehörte zur Standardausstattung der Botschaftswagen. »Polizei?« fragte er mich.

»Ja, außerdem einen Krankenwagen und einen Arzt. Es hat einen Toten und einen Verletzten gegeben.«

»Verdammt! Verrammeln Sie die Türen. Schnell!« Er sagte es, während er wählte.

Ich drückte die Knöpfe nach unten und stellte fest, daß es gut gewesen war, denn innerhalb kürzester Zeit hatten die Leute uns gefunden.

Sie wußten nicht, was passiert, aber wir waren Fremde, die man vertreiben mußte. Messer, Stangen und Äxte sah ich. Sogar ein Gewehr hatte jemand geholt.

Pete Ravina telefonierte und startete gleichzeitig. Er warf den Hörer wieder zurück. »Den Burschen werden wir die Ohren langziehen.«

Ich hätte vielleicht nicht so gehandelt, aber Pete Ravina war in diesen Augenblicken der Chef, der alles auf eine Karte setzte. Er jagte auf die größte Gruppe der Menschen zu.

»Da muß man stärker sein!« keuchte er und lachte wild.

Es wurde für uns trotzdem gefährlich. Die geschleuderten Eisenstangen trafen unseren Wagen, beulten beim ersten Aufprall die Karosserie ein und klatschten auch gegen die Frontscheibe, die mit einem satten Laut zerkrümelte.

Pete fluchte. Ich hatte mich geduckt, weitere Schläge trafen den Wagen, den der Mann neben mir jetzt in eine rasante Kurve zog, daß der Staub in gewaltigen Wolken aufstieg und die Reifen auch noch einige Steine in die Höhe schleuderten.

Ich kam mir vor wie Colt Seavers auf einer seiner wilden Fahrten, nur war ich nicht so mutig wie dieser Filmheld.

An der Seitenscheibe sah ich ein haßentstelltes Gesicht. Der Mischling hatte ein Messer zwischen den Zähnen. Über der Klinge funkelten seine Augen ebenfalls metallisch.

Im nächsten Augenblick wurden die Züge breit, denn er hatte sich überschätzt und war voll gegen die Scheibe geprallt. Dann war er weg, und Pete hatte die Kurve geschafft.

»Hau die Scheibe raus!« schrie er mich an.

Ich nahm meine Beretta und hämmerte mit dem Kolben die Krümel aus dem Rahmen.

Wir konnten wieder besser sehen. Leider bekamen jetzt die Staubwolken ihre Chance.

Sie füllten das Wageninnere schon sehr bald aus.

Kinder warfen Steine. Die Geschosse trafen zum Glück nur die Karosserie. Zudem fuhr Pete Schlangenlinien und ging erst mit dem Tempo herunter, als wir den Weg erreicht hatten, der von diesem Platz wegführte. Ravina lachte. »Ich habe es gewußt, verdammt, ich wußte es. Diese Plätze sind eine in Lauerstellung liegende Hölle. Wenn die explodiert, bist du verloren, das kann ich dir flüstern.«

»Ich habe es gemerkt.«

»Seien Sie froh, daß ich unten gewartet habe. Die hätten Sie eingemacht. Die sind wie Pulver, das man plötzlich entzündet. Eine falsche Bewegung nur, und sie sind da.«

Ich mußte husten. Der Staub kratzte in meiner Kehle, und wir fuhren nur so weit, bis wir eine Stelle erreicht hatten, wo Pete wenden konnte. »Okay, hier warten wir auf die Polizei.«

»Wie schnell sind die denn?«

»Ich habe ihnen Dampf gemacht. Außerdem haben sie vor Diplomaten einen gewissen Respekt. Ich rechne damit, daß wir nicht länger als zwei Minuten warten müssen.« Pete holte Zigaretten hervor und zündete sich ein Stäbchen an. Er bot mir auch einen Glimmstengel an, den ich jedoch ablehnte.

»Hoffentlich lebt Bender dann noch!«

Ravina hustete und fragte: »Was war da oben eigentlich los? Muß

heiß gewesen sein.«

»Das kann ich Ihnen sagen, Pete.« Ich berichtete, was sich zugetragen hatte. Pete hörte zu und schüttelte ein paarmal den Kopf.

»Was kann dieser Wilde nur von Bender gewollt haben?«

»Wir werden ihn fragen, wenn er überlebt.«

Ravina nickte. »Dieser Typ aus dem Urwald war ein schneller Bursche. Der rannte wie ein Wiesel davon. Ich zielte auf seine Beine, aber erwischt habe ich ihn nicht. Ich möchte nur wissen, wer das gewesen sein kann.«

Schon die ganze Zeit über hatte ich nachgedacht. Diesen Kerl kannte ich. Er war mir zwar nicht persönlich begegnet, aber gesehen hatte ich ihn bereits. Und plötzlich wußte ich auch, wo das gewesen war. Auf dem Film. Dieser Kerl war der Häuptling des Dschungelstamms gewesen, nur hatte sein Gesicht damals eine andere Bemalung aufgewiesen, deshalb war es schwer gewesen, ihn zu erkennen.

»Was überlegen Sie, Mr. Sinclair?«

»Kennen Sie Benders Film, Pete?«

»Nein, ich habe aber davon gehört.«

»Das ist der Häuptling des Stammes, bei dem alles begonnen hat.« Ich schüttelte den Kopf. »Es ist unwahrscheinlich, was dieser Mann alles auf sich genommen hat, um sein Ziel zu erreichen.«

»Das wir hoffentlich vor ihm packen.«

»Mal sehen.«

Pete drehte sich um. Die Zigarette schleuderte er aus dem offenen Fenster. Auch ich hatte die Sirenen der Polizeiwagen gehört. Endlich kamen sie an.

»Moment noch«, sagte Ravina und verließ den Wagen. Er baute sich mitten auf dem Weg auf und winkte mit beiden Armen, so daß die Eskorte gezwungen war anzuhalten. Ich beobachtete die Szene im Innenspiegel.

Ravina sprach mit zwei Uniformierten und deutete zu den Häusern hin. Als der Mann begriffen hatte, lief Pete wieder zum Wagen, klemmte sich hinter das Lenkrad und startete.

»Gleich werden Sie erleben, daß alles ganz harmlos gewesen ist. Da hat niemand etwas gesehen, gehört, geschweige denn getan.« Er lachte laut. »Die Bullen stehen hier auf verlorenem Posten. Sorry, Sie sind ja auch einer.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an. Ich bin Kummer gewöhnt.«

»Na denn.« Pete Ravina behielt recht. Als wir den Platz vor den Häusern erreichten, war wieder alles so wie zuvor. Sogar die Wäscheleine war wieder befestigt worden.

Die Männer, die uns verfolgt hatten, hockten waffenlos vor dem Haus oder lehnten am Eingang. Als die Polizisten ausstiegen, hielten sie ihre Hartgummiknüppel schlagbereit. Sie brauchten sie nicht einzusetzen,

weil niemand an Widerstand dachte.

Ich sprach mit dem Arzt. Zusammen mit ihm und zwei Helfern liefen wir die Treppe hoch, erreichten die Loggia und sahen auch den Toten, in dessen Körper ein Pfeil steckte.

Der Arzt sprach Englisch und fragte mich, wo er den Verletzten finden könne. »Nebenan.« Ich stieß schon die Tür auf und sah Al Bender noch dort liegen, wo ich ihn vorgefunden hatte. Eines war wichtig. Al Bender lebte!

***

Wir hörten sein Stöhnen, sahen das Zucken der Lippen und die heftigen Bewegungen seiner Augenlider. Er schaute uns an und wirkte danach irgendwie erlöst.

Der dunkelhäutige Arzt zog ein bedenkliches Gesicht, das noch ernster wurde, als ich ihn fragte, ob ich einige Worte mit dem Verletzten wechseln könnte.

»Ungern.«

»Es dauert nicht lange.«

»Ja, ja«, ächzte Bender. »Ich will reden, verdammt.«

»Aber nur für eine Minute«, sagte der Weißkittel. Ich kniete mich hin und versprach, mich an die Zeit zu halten. »Okay, Al, was war los?«

»Er… er kam plötzlich in mein Zimmer. Suchte die Urnen, ja, die Urnen, die wollte er haben.«

»Und wo sind sie?«

»Auf dem alten Friedhof. Im Urnenhaus. Aber vorsichtig. Er kann da sein.«

»Schon gut, wir werden die Sache erledigen.«

»Dieser Mistkerl hat einfach geschossen. Zweimal jagte er die Pfeile los. Es brennt so, ich sterbe… Fieber …«

Der Arzt hatte inzwischen die Spritze fertig. Er tippte mir auf die Schulter. Ich verstand das Zeichen, stand auf, trat zur Seite und schaute mich im Zimmer um.

Nahe der Tür zum Bad lag eine Flasche Rum auf dem Boden.

Aber nicht weit von meinen Füßen entfernt entdeckte ich ein Blatt, dessen Existenz mir irgendwie fremd vorkam.

Ich hob es auf und erkannte mit einem Blick die sehr gut gemachten Zeichnungen.

Drei Urnen!

Damit hatte ich den letzten Beweis dafür bekommen, was der Häuptling gesucht hatte.

Er, die drei Zombies und die Urnen. Diese Dinge waren die tragenden Säulen, und sie mußten miteinander in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Wie sich das genau verhielt, würde ich noch herausfinden. Ich verließ den Raum. Der Tote war bereits

abtransportiert worden. Ich sah auch wieder die dicke Neger-Mummy, die aus großen Augen zuschaute und mit beiden Händen ein Holzkreuz umklammerte. Die Strahlen der Sonne stachen jetzt schräg gegen den Balkon und brachten die Luft dort zum Kochen.

Hinzu kam der Staub, den ich in meiner Kehle spürte und der auch meine Kleidung bedeckte.

Nein, es war kein Vergnügen, hier zu wohnen.

Pete Ravina kam zu mir. »Wie sieht's aus?«

»Ich muß den Häuptling finden und einiges andere mehr. Aber das ist mein Job.«

Er grinste schief. »Und meiner ist es, Sie zu fahren. Wo wollen Sie jetzt hin?«

»Die Urnen liegen auf einem alten Friedhof. Wissen Sie, welcher gemeint sein könnte?«

»O je, da fragen Sie mich was. In Rio gibt es viele Friedhöfe. Nein, da kann ich Ihnen nicht helfen. Ist Bender vernehmungsfähig?«

Er war es nicht, denn die beiden Helfer trugen ihn soeben aus dem Zimmer und an uns vorbei. Ein schneller Blick zeigte mir, daß er jetzt schlief. Die Pfeile steckten noch in seinem Körper. Sie würden im Krankenhaus herausoperiert werden. Er lag so, daß ihm die Pfeile keine weiteren Verletzungen zufügten.

»Wer könnte mir denn dann etwas sagen?«

Die Frage hatte ich mir selbst gestellt, eine Antwort aber bekam ich von Pete Ravina.

»Ich hörte von diesem Padre Sainho. Wollen Sie den nicht mal befragen?«

»Kennt der sich aus?«

Pete lachte. »Und wie. Dem ist nichts Menschliches fremd, wie ich mir habe sagen lassen.«

Ich nickte. »Ja, das ist eine Idee. Bringen Sie mich hin.«

Er holte seinen Revolver hervor und lud ihn nach. »Klar, wo man mich doch jetzt als Schutzengel für Sie eingeteilt hat, John, da mache ich alles. Ich begleite Sie sogar bis in die Hölle.«

»Lieber nicht…«

***

Ich hatte den Fehler begangen, zu europäisch zu denken. Wenn ich in London von einem Punkt zu einem anderen fahren wollte, wußte ich in etwa, wann ich ankam.

In Rio war das nicht so.

Die Fahrt in die Armenviertel war für mich einem Horrortrip gleichkommend. Nicht einmal die zerstörte Frontscheibe trug daran die Schuld, sondern die gesamten übrigen Gegebenheiten. Die schlechte Wegstrecke, die engen Gassen, die Menschen, der Verkehr,

die vielen Staus. Zudem hatten wir das Pech, uns ein paarmal zu verfahren, weil die Elendsquartiere immer nach jedem Wirbelsturm anders aussahen.

Schließlich erreichten wir die Kirche, und es war schon Nachmittag. Ich hatte vom Autotelefon aus mit meinem Diplomaten gesprochen, ihm alles berichtet und auch erklärt, wie heiß die Spur gewesen war. Er hatte mich gebeten, am Ball zu bleiben. Die Idee, mit Padre Sainho zu reden, fand er ausgezeichnet.

Als wir ausstiegen, war ich froh, obwohl die Luft hier kaum zu atmen war. Der Geruch schlug mir, dem Europäer, auf den Magen.

Den zahlreichen Kindern, die unseren auf dem kleinen Kirchplatz abgestellten Wagen umstanden, weniger. Sie schauten sich das Gefährt aus großen Augen an und staunten über die zerstörte Scheibe.

»Wollen Sie wieder im Auto bleiben?« fragte ich.

»Nein, hier nicht. Im Schatten der Kirche sind wir sicher. Da stiehlt niemand etwas. Die Leute hier sind eben zu abergläubisch.«

»Wir wollen es hoffen.«

Den Pfarrer hatten wir noch nicht zu Gesicht bekommen, wußten aber trotzdem, wo er sich aufhielt, denn aus einem kleinen Anbau neben der Kirche hörten wir hellen Gesang. Dort übte der Geistliche mit einer Kinderschar. Wir betraten den Raum, sahen die besetzten Stuhlreihen und den Pfarrer auf einem kleinen Podest stehen und dirigieren.

Er hatte uns sofort gesehen, ließ die Kinder das Lied zu Ende singen und beendete dann die Stunde. Laut schreiend stürmten die Kinder nach draußen.

Padre Sainho kam auf uns zu. Über seine Lippen floß ein Lächeln.

Dieser grauhaarige Mann in seiner hellen Hose und dem dunkelblauen Hemd, der so gar nicht wie ein Geistlicher aussah, war mir auf den ersten Blick sympathisch.

Wir begrüßten uns, stellten uns gegenseitig vor, und als der Pfarrer den Namen John Sinclair hörte, nickte er. »Ja, Sie habe ich sogar erwartet.«

»Wieso?«

»Ich habe von Ihnen gehört, aber davon später. Lassen Sie uns gehen!« Er führte uns in einen wesentlich kleineren Nebenraum, der ihm als Arbeitszimmer diente. Ich war überrascht, hier ein Telefon und elektrisches Licht vorzufinden. So etwas konnte man in dieser Gegend eigentlich nicht voraussetzen. »Dieses Privileg muß mir gestattet sein«, erklärte der Pfarrer, als ich ihn darauf angesprochen hatte. »Ein Telefon kann oft Leben retten.«

»Das glaube ich Ihnen gern.«

Wir setzten uns, dann begann der Geistliche zu berichten. Er sprach mit uns über die Erlebnisse des Jungen Manuel und war der Ansicht,

daß sich der Kleine nicht getäuscht hatte. »Es müssen drei Zombies unterwegs sein, und dies schon seit mehreren Tagen.«

»Ich glaube nicht an lebende Leichen«, sagte Pete.

»Das steht Ihnen frei, aber wir gehen davon aus«, erwiderte der Pfarrer.

»Sind die Zombies inzwischen auch von anderen Zeugen gesehen worden?« fragte ich.

»Nein. Jedenfalls ist mir nichts bekannt.«

»Und Manuel hat sie nicht entdeckt?«

»Das ist richtig.«

Ich wollte das Thema nicht weiter erläutern und berichtete von dem, was uns widerfahren war. Der Pfarrer hörte aufmerksam zu.

Nur einmal hob er die Augenbrauen an, als ich den alten Friedhof erwähnte und danach sagte: »Damit hätten wir auch den Kern des Problems erfaßt. Wissen Sie, welcher Friedhof gemeint sein kann?«

Der Padre wiegte den Kopf. »Das ist gar nicht so einfach. Wir haben hier in Rio zahlreiche Friedhöfe…«

»Es muß einer sein, auf dem auch Urnen zugelassen sind.«

»Da gibt es auch mehrere.«

»Und wenn Sie davon ausgehen, daß wir den nehmen, der Ihrer Kirche am nächsten liegt?«

»Daran habe ich natürlich auch gedacht. Ich kenne ihn. Es wird dort niemand mehr begraben, weil er am Hang liegt und man Angst hat, daß bei starken Regenfällen die Särge freigelegt werden. Aber Sie haben recht. Dort sollten wir uns umschauen.«

»Dann wollen Sie auch mit?« fragte Pete.

»Das ist selbstverständlich«, antwortete der Geistliche.

Ich konnte es ihm nicht verbieten, wies ihn aber auf die Gefahren hin, die uns möglicherweise erwarteten.

Pete mischte sich ein und holte seinen Revolver hervor. »Damit werde ich allem begegnen.«

Das war dem Pfarrer nicht recht. »Man kann nicht jedes Problem mit der Waffe lösen, Senhor Ravina.«

»Aber manchmal ist es gut.«

Es hatte keinen Sinn, darüber weiter zu diskutieren. Ich fragte den Padre, wann wir loskonnten und ob wir den Wagen nehmen mußten.

»Nein, nur kein Auto. Sie können es ruhig hier zurücklassen. Es wird ihm nichts geschehen. Ich rede mit den Kindern. Sie geben acht, als wäre es ihr Eigentum.«

Pete Ravina grinste schief. Er dachte wohl an die Szene, die wir vor dem Wohnblock erlebt hatten, gab aber keinen Kommentar. Der Padre entschuldigte sich und verließ das Haus. Wir hörten ihn draußen sprechen, und ich sagte: »Ein eindrucksvoller Mann. Wer hier kämpft, der hat es bestimmt nicht leicht.«

»Kämpfen und überleben. Das ist die Devise in diesen Vierteln. Hier haben die Geistlichen nicht allein mit ihrer Umwelt zu kämpfen, auch mit Schwierigkeiten aus den eigenen Reihen, wenn Sie verstehen.«

»Ja, die Amtskirche.«

»Genau.«

Der Pfarrer kam zurück. Erst als er nahe bei uns stand, sah ich das Kreuz, das er sich umgehängt hatte. Es hing nicht vor seiner Brust, sondern an der Seite in Höhe des äußeren rechten Oberschenkels.

Eine kleine Kette verband es mit dem Gürtel.

Der Padre hatte meinen Blick bemerkt und sagte leise: »Das ist unsere einzige Hoffnung.«

»Sie haben recht«, erwiderte ich und zeigte ihm mein Kreuz, von dessen Anblick er begeistert war.

»Woher haben Sie es? Wer hat es hergestellt?«

»Das, mein Lieber, ist eine sehr lange Geschichte. Vielleicht erzähle ich Sie Ihnen mal.«

»Gut, wie Sie wollen.« Er schaute uns an. »Können wir jetzt gehen?«

Weder Pete noch ich hatten Einwände.

***

Es gab in den tiefen Regenwäldern Amazoniens Bewohner, die noch nie einen Weißen zu Gesicht bekommen hatten und auch nichts von Schußwaffen wußten. Zu denen gehörte der Häuptling nicht. Er wußte genau, was es bedeutete, als hinter ihm die Schüsse aufkrachten. So lief er noch schneller, vor allen im Zickzack, so daß es für einen Verfolger fast unmöglich war, ihn zu erwischen.

Wie ein Puma kletterte er auf allen vieren den staubigen, steilen, an manchen Stellen mit scharfkantigen Steinen bedeckten Weg in die Höhe und erreichte unbeschadet die obere Grenze.

Dort drehte er sich kurz um.

Über sein angemaltes Gesicht huschte ein hartes Lächeln, als er sah, daß die Verfolger verschwanden. So und nicht anders hatte es sein müssen, und er ballte seine rechte Hand zur Faust, bevor er abdrehte und weiterlief.

Der Häuptling kannte die große Stadt nicht. Aber er besaß einen sehr sicheren Instinkt. Er wußte genau, wann und von wem ihm Gefahren drohten. Dann zog er sich stets in eine sichere Deckung zurück.

Und noch etwas kam hinzu.

Er roch die Toten…

Dieser Naturmensch besaß ein besonderes Verhältnis zum Tod. Er kannte den geheimnisvollen Totenzauber und wußte auch, wozu die Asche der Toten gut war. Man hob sie auf, bis zum Fest, verrührte sie dann mit einem Brei und gab jedem Krieger einen Trank, den er zu sich nehmen mußte, um durch die Toten des Stammes Stärkung zu

erfahren.

So war der Kreislauf geschlossen worden, denn die Verstorbenen befanden sich nun wieder bei den Lebenden.

All die Zeit über war dies gut verlaufen, bis die Weißen kamen und den Zauber gestört hatten. Sie raubten die wertvollen Gefäße mit der Asche, aber der Totenzauber war stärker. Und er würde sich fürchterlich rächen, denn die Asche mußte wieder zurück, erst dann hatten die drei Weißen ihre Ruhe. Sie sollte nicht mit den anderen Resten der Toten vermengt werden, mit ihr hatten die Indianer etwas anderes vor.

Der Häuptling lief weiter. Er sah vor sich eine grüne, staubige Wand. Das war der Dschungelrand, der sich von den Höhen her bis in diese Gegend hinzog.

Die Weißen hatten ihn kultiviert, denn weiter oben standen die Villen der Reichen inmitten einer tropischen Parklandschaft. Da allerdings wollte der Häuptling nicht hin. Sein Ziel war ein ganz anderes. Er suchte die drei Zombies.

Und er würde sie finden, auch wenn die erste Spur, die ihn mit sicherem Instinkt zu dem einzigen Überlebenden geführt hatte, abgebrochen war. Die Zombies konnten ihm nicht entkommen, nicht einem naturverbundenen Menschen, der die Toten roch…

Der Wald schluckte ihn.

Mit traumhafter Sicherheit bewegte er sich weiter, fand kleine Pfade, lief auch durch schmale Rinnsale, die irgendwo weiter unten versickerten, und fand plötzlich einige Trümmer, die im Laufe der Zeit durch die wild wuchernde Natur überdeckt worden waren.

Mit einem Satz sprang der Häuptling auf einen schmalen Stein, blieb dort stehen und bewegte schnuppernd seine breiten Nasenflügel.

Ja, er spürte die Ausstrahlung, das Totenflair, wie nur er es aufnehmen konnte, aber er mußte es noch lokalisieren.

Eine unnatürliche Ruhe umgab ihn. Der dichte Wald schwieg.

Kein Vogel schrie oder krächzte. Auch der Verkehrslärm aus der City wurde von den dicht wachsenden Bäumen geschluckt, dessen grüne Dächer oft so dicht waren, daß nicht einmal die Strahlen der Sonne hindurchfielen. Deshalb herrschte im Wald stets eine drückende Feuchtigkeit. Die Luft war kaum zu atmen.

Der Blick des Häuptlings glitt über die kaum zu erkennenden Steine hinweg. Nur wenige Trümmer noch schauten aus dem dichten Wuchs hervor. Einige Blätter bewegten sich plötzlich, obwohl kein Windzug durch den Wald strich.

Sie waren da.

Und der Häuptling lockte sie.

Er blieb auf der Stelle stehen, legte den Kopf in den Nacken und stieß leise Geräusche aus, die an einen jungen Affen erinnerten.

Ein Zombie fühlte sich angesprochen und zeigte sich.

Unheimlich sah er aus mit der grauen Haut, dem aufgerissenen Maul und den irgendwie verkantet wirkenden Kiefern. Ein Wesen, das Urängste auslösen konnten, aber von dem Häuptling lang ersehnt worden war. Und so schaute er zu, wie sich die erste lebende Leiche aus den Büschen schob, aufrecht hinstellte und den Eingeborenen anglotzte.

Der Häuptling reagierte. Ein kurzes, rauhes Gelächter drang aus seinem Mund und hallte dem Zombie entgegen, der beobachtete, wie sein zweiter Artgenosse auftauchte.

Es war der ohne Haare. Auf seiner Schädelplatte lag ein grauer Staubfilm. Sein sackartiges Gewand zeigte an einigen Stellen Risse, man sah ihm an, daß er sich lange verborgen gehalten hatte, doch diese Zeit war jetzt vorbei.

Das gleiche galt auch für den größten der Zombies, der sich als letzter zeigte und über die Trümmer stiefelte. Um seinen Hals hatte er eine Schlange gelegt.

So giftig und gefährlich sie für Menschen auch sein mochte, einem Toten konnte dieses Reptil nichts mehr anhaben. Wahrscheinlich spürte der Zombie den ruhig um seinen Hals liegenden Schlangenleib überhaupt nicht.

Alle drei setzten sie sich gemeinsam in Bewegung und näherten sich wankend dem neuen Ziel.

Der Häuptling erwartete sie. Nicht die Spur einer Furcht zeigte sich auf seinem Gesicht. Im Gegenteil, in ihm war eine gewisse Befriedigung zu lesen, denn er hatte eines seiner großen Ziele erreicht.

Sie waren wieder zusammen.

Die Zombies blieben zwei Schrittlängen vor ihm stehen und stierten ihn an. Ihre Köpfe schwangen von einer Seite auf die andere. Der Modergeruch, den sie ausströmten, verbreitete sich wie ein Pesthauch in der näheren Umgebung, doch er störte weder die drei lebenden Leichen noch den Häuptling. Daran hatte er sich längst gewöhnt.

Mit einem geschmeidigen Satz sprang er zu Boden, stand vor den drei lebenden Leichen und streckte die rechte Hand aus. Er wollte einen Versuch starten und ließ dabei wieder dieses helle Geräusch hören, das an das Kreischen junger Affen erinnerte.

Die Zombies wußten Bescheid.

Es war der mit den weißen Haaren, der den Anfang machte und seine kalte Totenklaue in die Hand des Häuptlings legte, der seine Finger fest um die Leichenhand schloß und den Zombie hart anschaute.

Der Untote rührte sich nicht, und der Häuptling wußte plötzlich, daß er Macht über diese Wesen besaß. Das bewies er auch Sekunden später, als er sich einen Ruck gab, sich umdrehte und den Zombie hinter sich herzog wie ein kleines Kind.

Ebenso gehorsam folgten die beiden anderen. Sie schritten ihrem neuen Ziel entgegen.

Dem alten Friedhof…

***

Auch wir hatten ihn erreicht!

Und ich war froh, daß der Padre stoppte. So konnte ich mich ein wenig ausruhen, denn dieses feuchte Klima behagte mir überhaupt nicht. Bei jedem Atemzug hatte ich das Gefühl, kleine Tropfen zu trinken, so naß war die Luft nach dem Verschwinden der Sonne mittlerweile geworden. Noch lag Helligkeit über der Stadt. Dies, so wußte ich, würde sich sehr bald ändern, denn in den Tropen kam die Dunkelheit fast schlagartig. Eine Dämmerung, wie ich sie kannte, gab es nicht.

Mit dem Tuch wischte ich über mein Gesicht. Staub und Schweiß zeichneten sich auf dem Stoff ab, und der Padre sagte: »Rio ist nicht jedermanns Sache. Die meisten Europäer hocken in ihren Hotels und kommen erst am Abend heraus.«

»Als Tourist würde ich jetzt am Strand liegen.«

Statt dessen befanden wir uns auf einem alten Friedhof, der tatsächlich an einem der zahlreichen Hänge eingerichtet worden war.

Am Strand leuchteten die Hotelkästen. Dort würde bald wieder eine der langen brasilianischen Nächte beginnen. Mit heißer Musik, Samba-Tanz und fröhlichen Menschen.

Auch des Nachts wurde am Strand gebadet. Es war ein besonderes Vergnügen, sich in der Dunkelheit den anrollenden Wellen entgegenzuwerfen. Auch ich hätte es gern getan, aber das würde wohl ein Traum bleiben.

Das Tor zum Friedhof war verrostet und stand offen. Wir betraten eine alles überwuchernde Dschungellandschaft, in der die Grabsteine nur bei genauem Hinsehen zu erkennen waren.

Ich schritt hinter dem Padre her. Nur unsere Schritte waren zu hören, denn auch das Lärmen der Vögel in den dichten Baumkronen war erst gar nicht aufgeklungen.

Das machte den Padre mißtrauisch. »Es muß einen Grund haben, daß die Vögel und Tiere nicht kreischen«, sagte er.

»Vielleicht sind die anderen schon da.«

»Meinen Sie?«

»Ja, denn die Tiere merken dies eher als wir Menschen. Verlassen Sie sich darauf.«

Der Geistliche nickte. »Da können Sie recht haben. Na ja, Sie kennen sich ja aus.«

»Ein wenig.«

»Wo ist denn der verdammte Bau?« meldete sich Pete Ravina hinter

mir. »Laßt uns den suchen, dann ist alles klar.«

Der Pfarrer schaute sich um. »Wir müssen nach rechts, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Gehen Sie voran«, bat ich den Pfarrer.

»Natürlich.«

Noch während wir uns unterhielten, wurde es dunkel. Wir hatten plötzlich das Gefühl, nicht mehr auf dem gleichen Friedhof zu stehen, sondern an einem anderen Fleck. Die Dunkelheit kam wie eine Decke, und sie zog all die Gegenstände zu sich heran, die wir vorhin noch gesehen hatten. Überall lauerten die Schatten, und der hier wuchernde Dschungel schien sich in gespenstische Wesen verwandelt zu haben.

Vor mir sah ich den Rücken des Pfarrers. Er wirkte wie ein dunkles Viereck.

Parallel zur Mauer liefen wir. Wenn ich über sie hinwegschaute und der Blick frei war, sah ich tief unter mir das erleuchtete Halbrund der Copacabana. Aber das schien eine völlig andere Welt zu sein.

Mit der Dunkelheit fiel ein lauer Wind von den Spitzen der Berge.

Er brachte kaum Kühlung, dafür den Duft zahlreicher Blüten mit.

Dieses für meine Nase ungewöhnliche Aroma legte sich beim Atmen schwer auf meine Lungen.

Der Dschungel blühte immer. Und er war nie tot, auch in der Finsternis nicht, doch auf diesem Friedhof schien alles ausgestorben zu sein, so daß der süßliche Blütenduft über eine von Tieren verlassene Landschaft strich.

Padre Roman Sainho blieb so plötzlich stehen, daß ich fast gegen ihn gelaufen wäre. Neben ihm blieb ich stehen.

Auch Pete kam herbei.

»Riechen Sie nichts?« fragte der Pfarrer.

»Schon. Der Blütenduft…«

»Den meine ich nicht, Senhor Sinclair. Es ist etwas anderes.«

»Und was?«

»Das ist Moder!« meldete sich Ravina flüsternd. »So stinken alte Leichen…«

Was er etwa brutal ausgedrückt hatte, entsprach den Tatsachen.

Auch ich nahm den Gestank wahr.

»Könnten da noch offene Gräber sein?« fragte Ravina.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte der Pfarrer. »Ich rechne eher mit etwas anderem.«

»Zombies!« präzisierte ich mit rauher Stimme und hörte Ravinas leises Verlegenheitslachen.

Der Padre nahm ein anderes Thema auf. »In dieser Richtung finden wir auch die Urnenhalle. Das ist ein alter Backsteinbau.«

»Wenn die Zombies tatsächlich hier sein sollten, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich in der Halle aufzuhalten«, sagte ich.

Dieser letzte Satz war für uns gewissermaßen das Startsignal, und wir setzten unseren Weg fort.

Diesmal noch vorsichtiger und auch mißtrauischer. Ich hatte meinen rechten Arm angewinkelt und hielt die Hand nahe der Beretta. Wenn einer dieser Zombies urplötzlich aus der Dunkelheit auftauchen sollte, wollte ich sofort die Waffe ziehen, um ihn erledigen zu können.

Aber sie hielten sich zurück. Auch dieser Häuptling zeigte sich nicht. Trotzdem rechnete ich damit, daß er ebenfalls den Weg zum Friedhof gefunden hatte.

Es war inzwischen stockfinster. Rechts, wo die Mauer entlanglief, wuchsen hohe Bäume mit breiten Kronen schief aus dem Untergrund. Sie nahmen uns auch die Sicht auf die erleuchtete Stadt.

Der Padre blieb stehen. Er deutete nach vorn. »Da ist die Urnenhalle!« wisperte er.

»Und der Eingang?« fragte ich.

»Befindet sich an der Seite.«

»Gibt es dort eigentlich Licht?« fragte Pete Ravina.

Sainho lachte leise. »Höchstens Kerzen. Weshalb fragen Sie?«

»Weil mir ein schwacher Schein aufgefallen ist.«

»Laßt uns mal näher heran gehen, und durch eine der Öffnungen schauen.« Pete Ravina setzte seine Absicht sofort in die Tat um und ließ uns stehen. Wir folgten ihm.

Ravina hatte sich auf die Zehenspitzen stellen müssen, um durch eine Öffnung schauen zu können.

»Da brennen Kerzen!« meldete er und trat zur Seite.

Ich schaute als nächster durch den Spalt und wunderte mich, wie es im Innern dieses Baus aussah. Schräg gegenüber befanden sich mehrere Nischen in der Wand. Vor ihnen brannten fünf brennende Kerzen auf hochkant stehenden Steinen. Das zuckende Licht fiel auch in die Nischen, so daß ich dort diverse Gegenstände erkennen konnte.

Auch wenn Glas nicht ganz sauber ist, reflektiert es. Und das war hier der Fall, denn das Kerzenlicht traf die drei Glasurnen, um die sich alles drehte.

Es waren die gleichen, die ich auch in dem Film gesehen hatte.

Ziemlich groß und halbvoll mit gelbbleichen Knochen und grauer Asche.

Dieser fürchterliche Anblick vermittelte das Grauen, unterstützt vom Pesthauch des Mordes.

Knochen rochen nicht so. Zudem befanden sie sich in verschlossenen Behältern. Was aber stank hier so?

Auch der Pfarrer schaute durch eine der Luken. Sie befanden sich etwa zwei Armlängen von meiner entfernt.

»Ich habe die Urnen entdeckt, Senhor Sinclair!« flüsterte er mir zu.

»Ebenfalls.«

»Und?«
»Strömen sie vielleicht den Geruch aus?« erkundigte ich mich.
»Nein, das nicht.«
»Dann müssen wir damit rechnen, daß sich auch die Zombies in diesem Bau aufhalten.«
Der Padre trat von der Wand zurück. »Was wollen Sie machen? Hineingehen oder…«
Ich gab keine Antwort, denn ich hatte nicht nur etwas gesehen, sondern auch etwas gehört.
Und solche schlurfenden Schritte kannte ich verdammt gut.
Wer so daherschritt, war kein Mensch, nur noch eine Hülle, die trotzdem lebte.
Wie die drei Zombies.
Zuerst sah ich die Bewegung am Rande des Kerzenscheins, dann kamen sie näher und wurden vom flackernden Lichtschein aus der düsteren Insel geholt.
Ich zischte dem Pfarrer zu, noch einmal hindurchzuschauen, was er auch tat, obwohl es anstrengend war. Er streckte seinen Körper, und ich vernahm sein geflüstertes: »Mein Gott.«
»Was ist denn?« fragte mich Pete.
»Die Zombies sind da.«
»Echt?«
»Ja, verdammt.«
Ich zog mich wieder zurück, und auch der Padre schaute nicht länger durch die Luke. Wahrscheinlich wußte er, was ich ihn fragen wollte. So gab er die Antwort im voraus und begleitete sie durch ein heftiges Nicken.
»Ja, Senhor Sinclair, ja, das sind genau die drei Zombies, die Manuel mir beschrieben hat. Wir haben sie gefunden!«

***

Für etwa eine Sekunde durchströmte mich ein gutes Gefühl. So hatte sich die Arbeit und die Suche in der verfluchten Hitze doch noch gelohnt. Sie befanden sich in der Urnenhalle, die nur einen Ausgang besaß. Und weil der von uns besetzt werden konnte, saßen sie in der Falle.
Zombies, so gefährlich sie auch sind, gehören zu den niederen Dämonenarten, die man durch Silberkugeln töten kann. Ich zog die Beretta. Der Geistliche sah es und fragte: »Wollen Sie die Wesen erschießen?«
»Genau. Ich werde hineingehen und an der Tür stehenbleiben. Sobald sie mich sehen, wird der Trieb über sie kommen, und dann gibt es kein Halten mehr, denn Menschenfleisch ist für sie ungemein wichtig. Sie werden mich anfallen wollen, aber ich erschieße sie. Glauben Sie

mir, ich stehe nicht zum erstenmal Zombies gegenüber. Ich wundere mich nur, daß es so relativ leicht war, sie zu finden.«

»Was machen Sie mit dem Inhalt der Urnen?«

»Den können wir ins Meer kippen oder auf eine Müllhalde.«

Der Padre schaute zu, wie ich mich in Bewegung setzte, an ihm vorbeiging, den nächsten Schritt machte und zu einem weiteren nicht mehr kam, denn plötzlich passierte es. Den Vorwurf mußten wir uns machen, nur war es leider zu spät.

Das Surren hörte ich nicht mehr, dafür nahm ich einen erstickten Laut und einen dumpfen Fall wahr.

»Himmel, Sehnor Ravina!« Die Stimme des Pfarrers klang entsetzt.

Ich wirbelte herum, jagte auf den Geistlichen zu, riß ihn zu Boden und lag selbst flach.

Zum Glück, denn gefährlich nahe zischte der aus dem Dunkel abgeschossene Pfeil über uns hinweg.

Wir beide waren so gefallen, daß wir dicht neben dem Fahrer lagen und ihn trotz der Finsternis erkennen konnten.

Er lag auf dem Rücken. Und genau an der Stelle, wo in seiner Brust das Herz schlägt, ragte der Schaft eines Pfeils hervor…

***

Da war nichts mehr zu machen. Der heimtückische Schütze hatte ihn voll erwischt. Und mir wurde klar, daß ich den Fall unterschätzt hatte. Von wegen gelöst und so, nein, jetzt ging die Post erst richtig ab, aber ich wollte auf keinen Fall unter die Räder kommen und handelte entsprechend.

Dieser heimtückische Killer mußte die Augen einer Katze haben.

Wie sonst wäre es ihm wohl gelungen, bei diesen Verhältnissen so präzise zu treffen? Das war eine Meisterleistung gewesen, wenn auch im negativen Sinne.

Ich rollte mich herum, zunächst einmal weg aus der unmittelbaren Nähe des Gebäudes, und auch der Padre reagierte richtig. Diesmal brauchte ich ihm nicht zu helfen.

Er kam hoch, blieb aber in einer geduckten Haltung und rannte so davon.

Er war nach rechts gelaufen, deshalb wischte ich in die andere Richtung davon, schielte dabei nach rechts zum Friedhof hinein, wo der Schütze stecken mußte. Und ich rechnete auch damit, jeden Augenblick erwischt zu werden.

Ein dritter Pfeil flog nicht heran, so daß ich unangefochten einen von Buschwerk umsäumten Grabstein erreichte und hinter diesem hüfthohen Stein Deckung fand.

Ich spürte heftiges Herzklopfen wie ein junger Mann, der seine Freundin zum erstenmal in seine sturmfreie Wohnung gelockt hat.

Nur allmählich beruhigten sich meine Nerven, und auch der Schweiß trocknete langsam auf meiner Stirn. Hinzu kam der kühlere Wind, der mich traf und mir sogar einen angenehmen Schauer auf die Haut zauberte.

Es war praktisch unmöglich, den Standort meines Gegners auszumachen. Der konnte sich überall in der Finsternis des Friedhofs versteckt halten. Möglichkeiten gab es ja genug, und da er besonders gute Augen zu haben schien, würde er auch jede Deckung erkennen.

Ein lautloser Killer!

So konnte man ihn bezeichnen, aber es wollte mir einfach nicht gelingen, ihn so zu verdammen, obwohl er gemordet hatte.

Verteidigte dieser einsame Häuptling eigentlich nicht sein Recht, das wieder einmal von überheblichen Weißen gebrochen worden war?

Jedes Ding hat eben zwei Seiten. Ich stand auf der anderen und mußte ihn deshalb stoppen.

Die Wolkendecke riß auf, und über meinem Kopf breitete sich ein herrlicher Sternenhimmel aus, dessen Weite ein wenig von der Unendlichkeit des Alls erzählte. Der Mond glotzte blaß auf die Stadt mit ihren Hügeln nieder, und das Licht der Gestirne schimmerte wie hochgeschleuderter Goldstaub.

Ich konnte jetzt einiges erkennen. Da waren die schmalen Wege, die Grabsteine und Buschinseln, dann der düstere Schatten des Urnenhauses, der wuchtig und breit einen Teil des Friedhofs bedeckte, und natürlich die hohen Bäume an der Mauer.

Wo steckte der Mörder?

Ihn sah ich ebenso wenig wie den Pfarrer. Zudem wollte ich nicht eine ganze Nacht warten. Sicherlich besaß der andere mehr Geduld als ich, denn was interessierte ihn schon die Zeit? Er lebte nach anderen Regeln als ein Europäer.

Und trotzdem mußte er etwas unternehmen. Wenn die drei Zombies die Urnen an sich genommen hatten, würden sie den Bau auch verlassen. Dieser Zeitpunkt konnte dann zu meiner großen Stunde werden, wobei ich, wenn es soweit war, nicht an dieser jetzigen Stelle hockenbleiben durfte und mich näher an den Bau heranwagen mußte.

Den gleichen Weg, den ich gekommen war, wollte ich nicht nehmen. An der linken Seite schob ich mich außen am Gebüsch vorbei. Meine Füße sanken nach dem nächsten Schritt tiefer ein, weil ich auf eine weiche Erde getreten war. Ich stand auf einem Grab. Es zeigte sich so aufgewühlt, als hätte es ein Zombie verlassen.

Der Grabstein stand auch schon schief. Er zeigte einen Engel mit halb ausgebreiteten Flügeln, der segnend seine Hände über das Grab hinwegstreckte.

Kitschig, denn der Engel schimmerte noch weiß. Ich huschte weiter. Unter meinen Füßen zerknackte etwas. Ob es ein kleiner Ast oder ein

Käfer gewesen war, konnte ich nicht erkennen, und so schlich ich weiter. Geduckt und möglichst lautlos.

Bis ich den Schrei hörte.

Sofort blieb ich stehen und hockte mich nieder. Es war ein schriller Ruf gewesen, der auch von einem Tier hätte stammen können, obwohl ich daran nicht glauben wollte. Dieser Schrei war mir zudem bekannt vorgekommen. Ich hatte ihn während der Filmvorführung schon gehört.

Er schwang als Echo über den Friedhof, bevor er in der Ferne verhallte. Nicht einmal die Richtung, aus der er aufgeklungen war, hatte ich feststellen können. So blieb mir nichts weiteres übrig, als auf den nächsten Laut zu warten.

Ich lauerte vergebens.

Es blieb still, der Nervenkrieg zwischen mir und dem Häuptling setzte sich fort.

Im nächsten Moment drang ein hohes Quietschen an meine Ohren. Zuerst wußte ich nicht, wie ich es einordnen sollte, bis ich das Geräusch erkannte.

So meldete sich zumeist eine Tür, wenn sie geölt oder geschmiert werden wollte.

Aber hier gab es nur eine.

Es war die zur Urnenhalle!

Kamen die Zombies zurück, oder ging der Killer hinein? Beide Möglichkeiten standen zur Wahl. Leider befand ich mich in einer schlechten Ausgangsposition, denn es war mir unmöglich, die Tür unter Beobachtung zu halten. Ich mußte einen Ortswechsel vornehmen.

Natürlich lautlos und immer damit rechnend, von einem Pfeil beschossen zu werden. Leider konnte ich mir nicht viel Zeit lassen, und so beeilte ich mich dementsprechend.

Mit Händen und Füßen berührte ich die feuchte Erde, glitt an zwei großen Grabsteinen vorbei, spürte lange, lianenartige Fäden wie Schlangen über meinen Nacken gleiten und besaß von diesem Moment an einen schrägen Blickwinkel, so daß ich wenigstens den Raum vor der Seitentür anpeilen konnte.

Ich ging davon aus, daß auch mein Gegner dorthin schaute, denn ein feiner, sehr schwacher Lichtstreifen fiel nach draußen.

Und er wurde plötzlich unterbrochen.

Der erste Zombie kam!

Ich sah den kahlen Kopf, der im Licht der Gestirne glänzte, als hätte man ihn eingerieben. Unter den Arm hatte sich der lebende Tote die Glasurne geklemmt, lief die nächsten Schritte und geriet somit vor meine Beretta-Mündung.

Bevor ich feuerte, warf ich zwei rasche Blicke nach rechts und links.

Dort rührte sich nichts, die Schatten lagen fugendicht und umschlossen auch das Gelände.
Der Zombie ging noch einen schwankenden Schritt vor. Weiter durfte ich ihn nicht kommen lassen, dann hätte er den schwachen Lichtschein verlassen.
Ich drückte ab!

***

Der peitschende Klang des Abschusses rollte hell über den Friedhof.
Ich konnte nicht erkennen, wo den anderen das geweihte Silbergeschoß erwischt hatte, wichtig war nur, daß er getroffen worden war, und er zuckte unter dem Einschlag der Kugel zusammen, wobei er sich gleichzeitig auch drehte und es nicht mehr schaffte, die Urne festzuhalten. Sein Arm fiel nach unten, die Urne rutschte weiter, zum Nachfassen kam der Zombie nicht. Sie prallte zu Boden und traf unglücklicherweise einen Stein, auf dem sie zerschellte.
Der Zombie blieb noch stehen. Er war nur mehr eine äußere Hülle, ohne Muskeln, Sehnen, Fleisch und Knochen. Dennoch hatte ihn die geweihte Kugel geschafft. Sie besaß die Kraft, alles Untote auszulöschen. Auch dieses Wesen an der Tür.
Er explodierte.
Fetzen flogen nach allen Seiten davon, vermischt mit einem grauen Staub, der sich zu einer Wolke verdichtete, die vom Wind erfaßt wurde und träge über die Mauer hinwegglitt.
Dies alles hatte sich innerhalb weniger Sekunden abgespielt. Ich war nicht so dumm gewesen und stehengeblieben, sondern hatte gedankenschnell meinen Platz gewechselt. Jeder Schuß bringt ein blasses Mündungsfeuer mit, und das hätte von meinem Gegner leicht erkannt werden können.
Ich rollte mich über den Boden, kroch durch ein Gebüsch und sah einen Grabstein vor mir, hinter dem ich mich kniete. Vorsichtig schob ich den Kopf in die Höhe und war zufrieden.
Die Tür, durch die der Schein fiel, lag weiterhin in meinem Sichtfeld. Jetzt brauchte nur noch der zweite Zombie zu kommen.
Er kam nicht.
Statt dessen huschte ein Schatten in der Nähe vorbei. Wenn mich nicht alles täuschte, mußte dieser Schatten der Häuptling gewesen sein. Weshalb er sich gelöst hatte, erfuhr ich wenig später, denn ein überraschter Schrei drang an meine Ohren, der aber blitzschnell von einer Hand oder einem anderen Gegenstand erstickt wurde.
Ich sah nichts, aber mir war klar, wer das geschrien hatte. Sehr schnell bekam ich die Bestätigung für meinen Verdacht, denn die Stimme des Geistlichen drang über den einsam liegenden Friedhof.
»Senhor Sinclair, er hat mich als Geisel genommen!« Kurz nach

diesem Satz brüllte der Mann so markerschütternd auf, daß mir fast das Blut in den Adern gefror…

***

Dies genau war die Minute der Wahrheit. Ich mußte mich entscheiden, ob ich es tatsächlich wagen konnte, trotz dieser Lage meinen Plan durchzuführen. War er es tatsächlich wert, daß ich einen Menschen opferte, nur um die Zombies zu killen?

*Nein!*

Aber ich hatte auch an den letzten Schrei gedacht. Er war verdammt laut und schrill gewesen, so brüllte jemand, der unter Todesqualen litt, und ich fragte mich, ob der Häuptling aus dem Dschungel seine Geisel nicht schon getötet hatte.

Darauf wollte ich eine Antwort haben. »Ich warte, Padre. Aber geben Sie ein Lebenszeichen!«

Zuerst geschah nichts. Dann hörte ich seine gepreßt klingende Stimme. »Ich bin okay. Oder fast.«

Sehr genau hatte ich hingehört. Die Stimme war links vom Eingang der Urnenhalle aufgeklungen. Dort wuchs auch der Schatten eines halbkreisförmig angelegten Buschgürtels in die Höhe. Irgendwo dazwischen mußten die beiden stecken und den Eingang genau beobachten können.

»Was geschieht weiter?« rief ich.

»Er will die Zombies rauslassen!«

»Hat er Ihnen das gesagt, Padre?«

»Nein. Ich spüre es nur. Dieser Häuptling hat einen besonderen Instinkt, gerade das Richtige zu tun.«

»Und dann?«

»Ich weiß es nicht!«

»Hören Sie, Padre. Wenn er die Zombies freiläßt und diese Wesen Sie sehen, kann niemand mehr für Ihre Sicherheit garantieren. Auch nicht dieser Urwaldfürst. Sie wissen, worauf ich hinauswill?«

»Klar.«

»Können Sie sich befreien? Wie hat er Sie als Geisel genommen?«

»Wenn ich mich falsch bewege, schießt er. Er steht hinter mir und zielt auf meinen Rücken.«

»Hat er Sie schon…?«

»Nein, nur geschlagen und eine Pfeilspitze quer über meinen Hals gezogen. Keine Sorge, ich lebe noch. Das bißchen Blut macht mich auch nicht schwächer.«

»Und wo könnte er mit Ihnen hingehen?«

»Keine Ahnung, Senhor. Nur sollten wir nicht soviel reden. Ich merke, daß er sauer wird. Wenn Sie genau hinschauen, werden Sie gleich die Zombies sehen können. Der erste ist schon fast an der Tür.

Ich kann Ihnen nicht verübeln, wenn Sie schießen, Senhor…«

»Ich werde mich zurückhalten!« Mehr sagte ich nicht, drehte nur den Kopf, um besser gegen die freie Fläche vor der Tür des Urnenhauses schauen zu können.

Sie kamen.

Mein Magen zog sich zusammen, als ich die beiden Gestalten sah.

Es waren die, die ich auch in dem Film gesehen hatte. Nur erlebte ich ihr Kommen jetzt in der Realität, und sie wankten durch den feinen Lichtschein, als hätten sie Stöße in den Rücken bekommen.

Ihre freien Arme pendelten, die linken jeweils hatten sie angewinkelt und trugen dort die gläsernen und mit Gebeinen gefüllten Urnen.

Dabei hatte ich sie prächtig vor meiner Mündung. Und doch krümmte ich meinen Zeigefinger nicht. Das Leben eines Menschen stand auf dem Spiel. Ich mußte es einfach erhalten.

Nach unserem letzten Dialog war es still geworden. Jeder wartete ab, ich rechnete mit einem weiteren Nervenkrieg, der diesmal nicht stattfand. Aus dem Gebüsch, in dem der Häuptling und seine Geisel hockten, hörte ich das schrille Schreien.

Im ersten Augenblick zuckte ich zusammen. Diesen Ruf kannte ich zwar, aber er erschreckte mich immer wieder. Auch hier, und ich sah seine Augen.

Die Zombies stoppten!

Für einen Moment nur blieben sie stehen, horchten und gehorchten. Wie ferngelenkte Puppen drehten sie sich zur gleichen Zeit nach links und steuerten das Gebüsch an, in dem der Häuptling mit seiner Geisel hockte. Ich hätte jetzt die Chance gehabt, die Zombies noch zu erwischen, ich tat es nicht. Das Leben des Geistlichen stand an vorderster Stelle.

Dafür verließ ich meine Deckung, denn der Buschgürtel, hinter dem sich die anderen befanden, bewegte sich auch. Für mich ein Beweis, daß sie ebenfalls die Stellung verließen.

Wohin würden sie gehen?

Gab es überhaupt Chancen für sie? Wenn der Häuptling allein gewesen wäre, sicherlich nicht, doch bei ihm befand sich ein guter Führer. Der Padre würde ihm gehorchen müssen, wobei der Eingeborene eigentlich hätte verschwinden können, denn die Urnen waren gerettet.

Ich blieb sehr vorsichtig. Zwar waren die Zombies bisher nicht bewaffnet gewesen, aber das konnte sich ändern. Diese Wesen griffen nach allem, was ihnen zwischen die Pranken kam. Sie kämpften mit Messern, Lanzen und auch Steinen.

Natürlich horchte ich auf die Schritte der anderen Gruppe. Ich hörte sie, sah sie zwar nicht, konnte ihren Weg trotzdem verfolgen, denn das manchmal heftige Schlagen der Zweige zeigte mir genau an, wo sie

herschritten.
Sie gingen zur Rückseite des Friedhofs. Diese grenzte mit dem Hang ab, der sich weiter in die Höhe zog. Oberhalb des Totenackers befanden sich auch Straßen, die hin zu den Villen der Millionäre führten. Wenn die Zombies dort eindrangen und sich weitere Geiseln nahmen, konnte es zu einer Katastrophe kommen.
Ich fühlte mich nicht gerade wohl, als ich mich mit diesem Gedanken beschäftigte, huschte an den Grabsteinen vorbei, stützte mich manchmal an ihnen ab, lief vorsichtig weiter und hörte auch die anderen nicht mehr. Entweder lauerten sie irgendwo vor mir, oder ihr Vorsprung war bereits so groß, daß ich sie praktisch verloren hatte.
Das wäre katastrophal gewesen.
Noch immer dachte ich an die Pfeile. Aus dem Dunkel hätten sie fliegen können, aber ich blieb verschont und erreichte unangefochten das andere Ende des Friedhofs.
Auch hier entdeckte ich eine Mauer. Wesentlich niedriger als die erste. Dahinter begann der Hang mit seinem dichten Tropenbewuchs. Überall raschelte es, die Tiere des Waldes hatten sich wieder aus ihren Verstecken gewagt. Sie huschten sowohl über den Boden als auch durch das Geäst der Bäume, und als ich neben mir eine Bewegung hörte, fuhr ich blitzschnell herum und richtete die Waffenmündung auf das Ziel.
Eine kleine Gestalt stand dort.
Ein Junge!
Er schaute mich aus seinen großen Augen an. Das Gesicht leuchtete in der Dunkelheit heller, und er hob automatisch die Hände, bevor er sagte: »Ich bin Manuel…«

***

Padre Ramon Sainho hatte mit allem gerechnet, nur nicht mit dieser Geiselnahme, und er fühlte sich dem Häuptling aus dem Regenwald so verdammt unterlegen.
Dieser Mensch war nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Daß er hervorragend damit umgehen konnte, hatte er bewiesen, und auch jetzt, als sie die Mauer hinter sich gelassen hatten, spürte der Geistliche noch das Brennen an seiner Kehle.
Der andere hatte ihn gewarnt und die Spitze des Pfeils durch das straffe Fleisch des Halses gezogen. Zum Glück war sie nicht vergiftet gewesen, aber jetzt, da sie den Friedhof hinter sich gelassen hatten, legte der Indio nicht mehr auf den Geistlichen an.
Er hielt nur einen seiner Pfeile in der rechten Hand, den Bogen hatte er sich über den Rücken gehängt, und die Pfeilspitze deutete während des Gehens auf den Rücken des Padre.
Die beiden Helfer des Häuptlings rahmten den Mann ein.

Leichengeruch begleitete ihren Weg. Die Zombies schlichen durch den dichten Wald, sie schlugen Breschen, störten schlafende Tiere und fanden unbeirrbar ihren Weg.

Einmal griff der größte sogar nach einer Schlange, wurde von ihr gebissen und schleuderte sie fort.

Schlangengift tat ihm nichts.

So gingen sie weiter. Der Padre kam sich vor, als würde er in schwarze Wattewolken gehen, so dicht war die Finsternis hier, aber weiter oben schimmerten Lichter. Sainho sah sie nur, wenn die Sicht zufällig etwas freier wurde.

Der Pfarrer wußte auch, daß sie, wenn sie so weitergingen, irgendwann die Straße erreichen würden. Sie durchzog den Hügel in Serpentinen und verband diesen Bezirk mit der City. Zu den Häusern führten Wege, oft nur Schneisen, die jemand in den Dschungel gehauen hatte.

Es kam dem Pfarrer schon verrückt vor, als er Musikklänge vernahm, und es dauerte nicht lange, als sie die Straße erreichten.

Im Augenblick war sie nicht befahren, aber die Musik wehte jetzt intensiver heran. Es waren Musical-Melodien, etwas verfremdet dargebracht durch Samba-Rhythmen, doch sie sagten an, daß irgendwo vor ihnen gefeiert wurde.

Bei Padre Sainho zog sich die Nackenhaut zusammen. Lebende Tote wollten Menschen, das wußte er auch. Wenn der Häuptling diesen Trieben nachgab, konnte es zu einer Katastrophe kommen.

Ramon schluckte. Er sah, daß sich die lebenden Leichen drehten und in die Richtung lauschten, aus der die Musik drang. Sie hoben ihre freien Arme und deuteten dorthin.

Auch der Häuptling schaute und lauschte. Nur ließ er den Padre nicht aus den Augen, denn die Pfeilspitze berührte fast den Körper des Geistlichen.

»Wo willst du hin?« fragte dieser den Indio.

Der schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihn gegossen, öffnete den Mund, und kehlig klingende Worte drangen über seine Lippen. Eine andere Antwort konnte er nicht geben.

Der Pfarrer war ebenso schlau wie zuvor, aber das Schicksal setzte sein Räderwerk fort.

Ein Wagen kam.

Sie sahen ihn noch nicht, aber sie hörten ihn, als er von der Stadt her den Berg hochfuhr. Sicher wollte jemand zu seinem Haus oder noch die Party besuchen. Wie dem auch war, die Gefahr für den anderen verdichtete sich mit jeder vergehenden Sekunde.

Abermals ließ der Häuptling einen Schrei hören. Die Zombies wußten Bescheid. Sie bauten sich auf der Straßenmitte auf, während der Padre und der Häuptling sich nach rechts hin in die Büsche

schlugen und dort zunächst blieben.

Der Wagen zeigte sein Scheinwerferlicht. Es huschte geisterhaft über die Büsche des Regenwaldes. Nach jeder neuen Kurve erkannten sie das Licht deutlicher. Vielleicht noch zwei Kehren, dann würden die Scheinwerfer des Autos die Zombies erfassen.

Der Padre kniete im Gras. Er hatte sich diese Haltung nicht ausgesucht, der Häuptling wollte es, denn so konnte er bequem die Spitze des Pfeils gegen den Hals des Menschen drücken.

Ramon Sainho fühlte sich so hilflos, er hätte heulen können, was tat er statt dessen? Hockte am Rand der Straße und ergab sich in sein verdammtes Schicksal.

Die letzte Kurve.

Ramon nahm den Kopf etwas höher. Sein Blick glitt über den dunklen Asphalt der Straße, der im nächsten Augenblick nicht mehr so dunkel blieb, als der Scheinwerferteppich des Autos hell und breit über ihn hinwegfiel.

Auch die Zombies wurden erfaßt.

Sie standen so, daß der Wagen nicht an ihnen vorbei konnte. Falls er sie nicht überfahren wollte, mußte er gestoppt werden.

Und das tat der Fahrer.

Ramon hörte den Häuptling lachen, konnte zuschauen, wie die Wagentür an der Fahrerseite aufflog und ein junger Mann das Auto verließ. Ein schwarzhaariger Lockenkopf, der ein weißes Hemd trug, das bis zum Gürtel aufgeknöpft worden war.

»He, ihr verdammten Widerlinge. Haut ab! Ich will vorbei! Oder soll ich euch umfahren?«

Der Mann war von sich selbst unheimlich überzeugt. So ein Siegertyp, der immer lächelte, stets braun gebrannt war, und dem die Frauen und Mädchen reihenweise zu Füße lagen.

Nur die Zombies nicht.

Die packten zu, obwohl sie die Urnen trugen. Sie umklammerten ihn an der Kehle, so daß er nicht einmal schreien konnte, und sie drückten ihn an der gegenüberliegenden Straßenseite in das Unterholz.

Der Padre konnte nicht mehr erkennen, was dort geschah, weil sich die drei außerhalb des Lichtteppichs bewegten. Er erkannte nur am Wippen der Gräser und Zweige, daß sich der Mann verzweifelt wehrte, doch gegen die beiden nicht ankam.

Sekunden später kamen sie zurück. Von der Klaue des größten Zombies tropfte Blut.

Sie standen da, starrten auf den Wagen, und Ramon spürte den harten Stoß. Er mußte aufstehen und wurde zum Auto dirigiert. Allmählich war ihm klar, was der Häuptling vorhatte. Er selbst konnte nicht fahren, hatte aber durch seinen Besuch in der Stadt instinktiv erfaßt, wie man sich hier weiterbewegte. Und den Vorteil wollte er

auch für sich in Anspruch nehmen.
Das Auto war ein Jeep mit zwei Überrollbügeln, die hellrot glänzten. Die Zombies kletterten steif und ungelenk auf die Rücksitze, während sich der Padre hinter das Lenkrad setzte. Er wollte die Strecke weiterfahren, doch sein Bewacher schüttelte den Kopf und gab ein unwilliges Grunzen von sich. Mit der freien Hand deutete er genau in die entgegengesetzte Richtung.
»Zur Stadt?« hauchte der Padre.
Grunzlaute waren die Antwort. Dazu ein drohender Blick und das kurze Anheben der Pfeilwaffe.
Padre Sainho wehrte sich nicht. Es hatte keinen Sinn, hier den Märtyrer zu spielen. Wenn er zunächst einmal gehorchte, fand sich bestimmt noch eine Chance.
Der Häuptling zuckte zusammen, als Ramon Sainho den Motor startete und das Vibrieren durch den gesamten Wagen lief. Wohl noch nie hatte der Häuptling in einem Wagen gesessen. Falls er sich fürchtete, überspielte er es sehr gut, und er hatte sich sogar angeschnallt, wie es der Pater vormachte.
Ramon Sainho hätte in der letzten Minute einige Male die Chance zur Flucht gehabt. Er hatte sie nicht genutzt, weil er die Verantwortung einfach nicht loswerden konnte. Wenn er in der Nähe war, würden sich die schrecklichen Gestalten vielleicht mehr auf ihn konzentrieren und andere in Ruhe lassen, obwohl sie bei dem Fahrer des Wagens darauf keine Rücksicht genommen hatte.
Der Jeep rollte.
Sainho kannte das Ziel nicht, doch wenn sie den Serpentinen folgten, landeten sie unweigerlich in Rio, und sie würden auch an einem der Strände herauskommen, an denen auch in diesen lauen Nächten noch viel Betrieb herrschte.
Der Padre verscheuchte diese Gedanken. Wenn er sich vorstellte, mit zwei Zombies einen besetzten Strand zu betreten, wurde ihm ganz anders.
Er spürte den Druck im Magen noch stärker, während er sich auf das Fahren konzentrierte. Die Kurven waren gut ausgebaut worden.
Man hatte der Natur viel abgerungen, und wenn der Dschungel weiter wucherte, wurde er wieder gekappt, um die Straße freizuhalten.
In einer weiten Kurve bekam der Pfarrer einen freien Blick.
Unter ihnen lag Rio.
Ein gewaltiges Glitzermeer, ein Heer von Lampen und Leuchten, eine Stadt, die Atem geholt hatte, um in eine heiße Tropennacht zu steigen.
Und die Zombies würden sie noch heißer machen…

***

Ich ließ die Waffe sinken. »Du bist Manuel?« fragte ich auf spanisch und hoffte, daß er mich verstand.

»Si, si.«

»Wie kommst du hierher?«

»Beobachtet. Ich habe alles gesehen.« Er radebrechte sich eine Erklärung zusammen. Sogar ein paar Worte Englisch konnte er, und ich machte mir allmählich ein Bild.

Manuel hatte den Padre beschützen wollen und war ihm stets auf den Fersen geblieben. Er hatte sich ebenfalls auf dem Friedhof versteckt aufgehalten und alles mitbekommen. Ihm war die Geiselnahme ebensowenig entgangen wie das plötzliche Auftauchen der drei Untoten, und er hatte gesehen, daß es mir gelungen war, eine der Bestien zu vernichten.

»Das war gut.«

»Und jetzt?« fragte ich ihn. »Sie sind weg. Geflohen. Haben sich vielleicht versteckt.«

»Wir müssen zur Straße.«

Ich begriff nicht sofort. Bis mir einfiel, daß die Hügel um Rio von Serpentinenstraßen durchzogen waren. Und wir befanden uns auf einem dieser Berge.

Ich nickte.

Manuel lächelte, streckte eine Hand aus und krümmte den Zeigefinger. Ein Zeichen, daß ich ihm folgen sollte. Das tat ich auch. Sehr langsam ging ich hinter ihm her, weil ich immer noch mißtrauisch war, deshalb hatte ich auch meine Waffe nicht weggesteckt. Aber der Junge hatte mir keine Falle gestellt. Wir verließen den Friedhof und schlugen uns durch den Wald.

Dabei schritten wir talwärts, was mir nicht gefiel, aber ich überließ auch weiterhin dem Jungen die Führung.

Insekten summten, setzten sich auf meine Haut, stachen, und ich gab es auf, gegen die Wangen zu klatschen. Auf der Straße wurde es etwas besser. Wir standen an einem Punkt, von dem aus wir über Rio schauen konnten.

Als dumpfes Brausen drangen die Geräusche der abendlichen Großstadt zu uns hoch. Von irgendwoher klang Musik, auch leise Stimmen vernahm ich. Irgendeine Party lief immer, aber die Häuser waren geschützt, die Laute kaum zu hören.

»Sollen wir hier bleiben?« fragte ich den Jungen. »Wir müssen Padre suchen.«

»Und wie?«

»Mit einem Auto.« Ich lachte leise. »Toll. Fragt sich nur, woher wir es bekommen. Ich habe keines bei mir.«

Manuel grinste. »Wir holen uns eines.« Dann mußten wir von der Straße, weil ein Wagen vorbeihuschte. Es war ein dunkler Mercedes.

Besetzt mit Mädchen, die von einem Chauffeur abgeholt worden waren, um irgendeiner Party die nötige Würze zu geben.

»Den nächsten.«

»Und dann?«

»Fahren wir zu den Häusern.« Daran hatte ich auch gedacht, und ich fragte mich jetzt schon, wie ich den Leuten unseren Besuch erklären sollte. Einfach würde das bestimmt nicht werden. Wieder kam ein Wagen, ein Käfer-Cabrio. Es rollte ebenfalls von der Stadt hoch.

Manuel stellte sich mitten auf die Fahrbahn und winkte mit beiden Händen. Der Motor war laut, ich hatte das Gefühl, als wollte der Fahrer weiterfahren, und der Junge wirkte im hellen Licht der Scheinwerfer wie eine dunkle Puppe.

Dann hielt der Wagen.

Ich kam ebenfalls näher, hörte eine weibliche Stimme, die heftig schimpfte, und auch Manuel sprach dazwischen. Er erzählte etwas von der Polizei und deutete auf mich.

Ich trat aus dem Schatten.

Die Fahrerin hatte blondes Haar. Wahrscheinlich gefärbt, denn ihre Brauen erkannte ich als dunkle Striche in einem etwas harten Gesicht. Fast drohend blickte sie mich an. Ich redete in meiner Heimatsprache auf sie ein und hörte ihre erstaunte Antwort.

»Sie sind Amerikaner?«

»Nein, Engländer.«

Sie lachte und beugte sich nach hinten. »Aber kein Polizist.«

»Doch.«

Die Frau trug eine dieser modernen Hosen, die so eng saßen wie Strümpfe. Die weiße Bluse fiel locker. Sie stand im Kontrast zum Rot der Beinkleidung.

»Und was haben Sie vor?«

»Wir möchten uns Ihren Wagen ausleihen.« Ich zeigte ihr meinen Ausweis. »Kennen Sie Scotland Yard?«

»Natürlich.«

»Da bin ich angestellt.«

»Das kann jeder sagen. Hören Sie, Mister, in dieser Stadt lauert das Verbrechen. Ich hätte weiterfahren sollen und…«

»Ruhig.«

Manuel hatte das Wort gerufen, und dies nicht ohne Grund, denn von den Höhen her kam ein weiteres Fahrzeug. Da der Käfer mitten auf der Fahrbahn stand, mußte er zur Seite gefahren werden, zudem befanden wir uns dicht vor dem Ende oder dem Beginn einer Kurve und würden erst sehr spät gesehen werden.

»Den Wagen weg!« rief ich.

Es war zu spät. Wir sahen bereits die Scheinwerfer des anderen und wurden erfaßt.

Ich packte die Frau an der Schulter und zog sie zur Seite. Am Straßenrand befanden wir uns in Sicherheit, aber auch der Fahrer des anderen bremste ab.

Ich hörte das Jaulen des Pneus, als ich mich umdrehte, sah einen Jeep, der schräg stand, so daß ich von der Seite her in den Wagen hineinblicken konnte.

Ich hatte das Gefühl, einen Schlag zu bekommen. Auf die Beifahrerseite starrte ich, und dort hockte der Häuptling, während hinter ihm die Zombies saßen und Padre Ramon Sainho fahren mußte.

Eine Sekunde später jagte der Pfeil auf mich zu!

***

Diesmal war er nicht vom Bogen abgeschossen worden, der Mann aus dem Urwald hatte ihn geschleudert. Und die Distanz zwischen uns war kurz genug, so daß es mir nicht mehr gelang, rechtzeitig wegzukommen.

Ich zuckte zwar noch zur Seite, aber mich erwischte das verdammte Ding trotzdem. Nicht in die Brust, sondern ziemlich weit links, in die Hüfte.

Die Spitze durchdrang meine Kleidung, und der Pfeil blieb stecken. Ich spürte ein Brennen, taumelte zurück und wäre fast noch über die hockende Frau gestolpert.

Für Sekunden war ich durcheinander. Manuels Schreien vernahm ich ebenso wie das Aufheulen des Jeepmotors und das Splittern. Als ich hinschaute, hatte der Jeep den Käfer bereits aus dem Weg geräumt.

Ich sprang auf die Straße. Durch diese heftige Bewegung löste sich der Pfeil aus meinem Körper und fiel zu Boden. Die Wunde blutete. Es war mir egal. Sie würde mich nicht zu sehr behindern, aber ich mußte die Verfolgung aufnehmen und hoffte, daß der VW noch fahren konnte.

»Sie bekommen den Wagen zurück!« rief ich der Frau zu und flankte in das offene Gefährt. Zum Glück steckte der Zündschlüssel.

Ich drehte ihn herum und stellte fest, daß nur mehr der linke Scheinwerfer brannte. Einmal mußte ich zurück, den VW nach links drehen, um die Verfolgung aufnehmen zu können.

Plötzlich war ein Schatten da. Schon während ich fuhr, war es dem Jungen gelungen, in den Wagen zu springen.

»Ich muß mit!«

Seine Augen leuchteten wild, und er klammerte sich am Haltegriff fest. Am liebsten hätte ich ihn rausgeworfen. Dafür war leider nicht die Zeit. So blieb Manuel neben mir sitzen, und ich fragte mich, wo diese Jagd noch enden sollte…

***

Auch der Padre stellte sich die gleiche Frage. Er hatte aus dem

Wagen verschwinden wollen, als der Häuptling seinen Pfeil gegen den Engländer warf, doch die Zombies schienen etwas von seinen Gedanken gespürt zu haben und zerstörten seinen Plan noch im Ansatz.

Es waren zwei kalte Totenklauen von unterschiedlicher Größe, die plötzlich seinen Hals umklammerten und dafür sorgten, daß der Geistliche starr sitzenblieb.

Er konnte die Hände riechen. Der alte Leichengeruch drang in seine Nase. Da stieß ihm der Häuptling seinen Ellenbogen in die Seite und machte ihm klar, daß er wieder fahren sollte. Der Jeep rammte den VW und schob ihn zur Seite. Der Weg nach Rio war frei…

Ich kam mit dem Wagen zunächst einmal nicht zurecht. Ein paarmal schaltete ich falsch, die Geschwindigkeit nahm ab, und ich sah, daß mir Manuel einen bösen Blick zuwarf.

»Soll ich?«

»Nein, danke.«

»Aber ich kann.«

»Das glaube ich dir gern. Du bist schon verdammt erfahren, doch das hier erledige ich.« Eine Kurve tauchte auf, in die ich den VW hineinzog. Der Käfer lag gut auf der Straße. Er gehörte zu den Fahrzeugen, die eigentlich immer funktionierten.

Das Röhren hörte ich bereits, als ich die beiden Motorräder noch nicht sah. Sicherheitshalber fuhr ich so weit rechts heran wie eben möglich, und schon waren sie da.

Die Frontscheibe des VW war plötzlich in grelles Licht getaucht.

Die Scheinwerfer blendeten, und ich wäre fast im Graben gelandet.

Im letzten Augenblick zog ich den Wagen nach links. So waren wir ungeschoren davongekommen.

Der Druck im Magen verschwand.

Manuel lachte. »Wie in James Bond!«

Ich enthielt mich eines Kommentars. Dachte aber an Ali, der in Frisco bei Yakup lebte und ähnlich reagiert hatte, wenn er zusammen mit mir haarige Situationen durchmachte.

In die nächste Kurve jagte ich hinein. Ich schnitt sie sogar, da kein Gegenverkehr herrschte. Und nach dieser Serpentine lag das Waldgebiet hinter uns.

Schon schluckte ich den Staub. Noch immer befanden sich zu beiden Seiten die Abhänge, aber sie waren gerodet worden. Man hatte Häuser hingesetzt, hohe und breite. Einige Hütten fristeten im Schlagschatten dieser Bauten ihr Dasein.

Wo war der Jeep? Ich fuhr wie der Teufel. Der Padre mußte ebenfalls mit einer so hohen Geschwindigkeit gen Rio rasen.

Die gewaltigen Hotelbauten an der Copacabana schienen zum Greifen nahe zu sein. Aber wir waren noch immer einige Meilen von

ihnen entfernt. Das Bild täuschte ebenfalls.

Weiter ging die rasende Fahrt. Ich überholte andere Wagen, betätigte öfter die Hupe und kam immer gut vorbei. Einmal wurde es eng, als sich ein breiter Truck den Weg hochschob. Er stieß eine dicke Abgaswolke aus, die uns entgegenwehte.

Der Verkehr nahm zu. Die einzelnen Wagen kamen mir vor wie dunkle Schatten, in die man zwei helle Augen gebohrt hatte. Licht und Dunkel bildeten einen so starken Kontrast, daß ich Einzelheiten oder Wagentypen nicht mehr wahrnehmen konnte.

Allmählich wurde ich nervös. Dieser verdammte Jeep mußte doch zu finden sein! Oder war der Padre vielleicht gezwungen worden, die Straße zu verlassen und einen der Wege zu fahren?

Das war natürlich auch möglich, obwohl ich nicht so recht daran glauben wollte, aber ausschließen konnte ich es auch nicht. Es hatte auch keinen Sinn, Manuel belehren zu wollen, denn was der Junge plötzlich tat, war schon lebensgefährlich.

Er stellte sich und klammerte sich am Rand es Wagendachs fest.

Scharf schaute er nach vorn, weil er so einen besseren Überblick besaß. Unsere Seite war jetzt zweispurig geworden. Es ging kaum noch bergab. Vor- und Wohnstädte hatten wir durchfahren, jetzt fraß uns die City mit ihrem hektischen Nachtleben, für das Rio so berühmt ist.

Buntes Licht flackerte, warf seinen Schein über uns, ließ uns fahl aussehen, so daß ich mir manchmal vorkam wie eine lebende Wasserleiche. Vor einer Ampel mußten wir halten, und plötzlich schrie Manuel los.

»Da ist er!«

Der Junge klammerte sich nur mehr mit der linken Hand fest, die rechte hielt er vorgestreckt und deutete zur Ampel hin, wo der Jeep gehalten hatte. Wir konnten leider nicht direkt hinter ihm stoppen.

Zwei Fahrzeuge befanden sich zwischen uns, aber wir hatten ihn zumindest eingeholt.

Jetzt, wo wir standen, merkte ich, wie naß ich war. Das Wasser lief mir vom Körper. Und erst jetzt spürte ich wieder das Pochen an meiner linken Seite.

Ich schaute hin und sah auch, daß Blut aus der Wunde rann und den Sitz benetzt hatte.

»Willst du hin?«

»Nein!«

»Aber jetzt kannst du sie erschießen!«

Manuel machte es sich zu einfach, denn die Ampel sprang bereits um. Der gelbe Kreis leuchtete, dann sah ich das grüne Leuchten, und die Wagenschlange setzte sich in Bewegung. Hinter der Ampel begann eine Allee. Auf jeder Seite befand sich nur eine Fahrspur, und in dieser

Nacht schienen besonders viele Brasilianer unterwegs zu sein, denn immer wieder stauten sich die Wagen.

Man konnte dies auch als einen Vorteil ansehen, denn so entwischte uns der Jeep eben nicht.

Lichtbahnen begleiteten uns. Sie fielen aus der Höhe herab, abgegeben von Peitschenleuchten. Rechts von uns befanden sich gewaltige Häuserfronten. Licht, Lokale, Bars, Menschen, das alles drängte sich auf engstem Raum und glich einem gewaltigen Kessel, in dem es kochte und brodelte.

Von der Stirn rann mir der Schweiß in die Brauen und konnte dort kaum gehalten werden. Abgaswolken trieben uns entgegen.

Die Schwüle lag wie Blei über dem Trubel, aber wir mußten durch.

Daran gab es nichts zu rütteln.

Und der Jeep war noch immer da. Er hatte sich in den fließenden Verkehr eingereiht. Keiner der anderen Fahrer würde auf den Gedanken kommen, daß sich in diesem Wagen unter anderem lebende Leichen aufhielten.

Die nächste Kreuzung spielte gewissermaßen Schicksal. Sie war von weitem zu erkennen, weil man sie in grelles Licht getaucht hatte. Zudem befand sich dort eine Verkehrsinsel, die umfahren werden mußte, und der Kreisverkehr, den ich auch von London her kannte, konnte mich nicht schrecken, obwohl die Wagen hier einfach hineinfuhren und sich einen Dreck um Vorfahrt kümmerten.

»Links geht es zur Copacabana!« hörte ich Manuel gegen den Verkehrslärm anschreien.

Ich durfte den Jeep jetzt nicht verlieren. Bestimmt hatte uns der Pater bereits im Innen- und Rückspiegel gesehen, und er gab auch ein Zeichen, denn das linke hintere Blinklicht leuchtete auf. Er war also gezwungen worden, in Richtung Strand zu fahren.

Dann schluckte uns eine kleine Hölle. Anders konnte ich den Kreisverkehr mit seinem Lärmpegel aus Hupen, Schreien und Schimpfen nicht bezeichnen.

Es gab sogar Kinder, die sich einen Spaß daraus machten, zwischen den Wagen herzulaufen und sich mit blitzschnellen Sprüngen auf die Verkehrsinsel zu »retten«.

Ein Wahnsinn!

Zwischen meinen Handflächen und dem Lenkrad spürte ich die Nässe. Noch immer schwitzte ich wie wahnsinnig. Da kamen die Schwüle und die Konzentration zusammen.

Alles durfte mir passieren, nur nicht den Wagen verlieren. Wenn das geschah, konnten wir einpacken.

Ich hatte Glück und war dabei sehr frech, als ich mich an einem klapprigen Renault vorbeischob und dem Jeep dicht hinter der Stoßstange hing. Die Köpfe der Zombies konnte ich erkennen. Die

tumben Gestalten wurden bei jeder Bewegung durchgeschüttelt und flogen mal nach rechts, dann wieder nach links.

Wir befanden uns noch im Kreisverkehr, als Manuel der Teufel ritt. Ich konnte es leider nicht mehr verhindern. Er streckte einen Arm aus, ich spürte die Berührung an meinem Gürtel, und da war es schon passiert.

Plötzlich hielt er meine Beretta in der Hand, und ich mußte es geschehen lassen. Es war einfach nicht möglich, ihm die Waffe zu entwinden. Der Junge schrie wild auf, und dann schoß er zweimal.

Vielleicht war es Glück, vielleicht Zufall, jedenfalls wurde der weißhaarige Zombie in den Rücken getroffen. Ich sah, wie er zusammenzuckte, sich nach vorn beugte und dann explodierte. Eine Staubwolke lag über dem Jeep, mehr war nicht zurückgeblieben.

Manuel stand noch immer und lachte.

Ich trat auf die Bremse, und der Rückstoß schleuderte den Jungen wieder in den Sitz.

»Bist du verrückt geworden?« schrie ich.

»Geschafft!«

Mit einer blitzschnellen Bewegung entriß ich ihm die Waffe.

Durch diese verdammte Tat hatte er das Leben des Geistlichen leichtfertig gefährdet. Es hätte mich nicht gewundert, wenn der Mann zur Seite und aus dem Wagen gestoßen worden wäre.

Aber er fuhr weiter.

Wenn auch schneller. Der Abstand zwischen uns vergrößerte sich.

Jetzt würde ich Mühe haben, ihn wieder einzuholen. Zudem verließen wir den Kreisel und erreichten die breite alleeartige Straße, die parallel zum Strand führte.

Ich hatte nicht die Zeit, einen Blick auf die berühmte Copacabana zu werfen.

Licht überflutete uns. Rechts befanden sich die Fronten der Luxushotels. Dahinter schoben sich breit und wuchtig die Kegel bewaldeter Berge in die Höhe.

Künstliches Licht ließ den weißen Sand glitzern, und auch zu dieser Stunde kam mir der Strand überfüllt vor. Um ihn erreichen, hätte ich über die mit Palmen bewachsene Alleeinsel gemußt, die beiden Fahrstreifen voneinander trennte. Auf der Insel befanden sich auch Kioske, Buden und Schnellimbisse.

Es herrschte ein wahnsinniger Betrieb, an den ich mich zum Glück mittlerweile gewöhnt hatte.

Manuel saß wie ein Häufchen Elend neben mir. Er war sich seines Fehlers bewußt, während der Jeep auf der linken Seite fuhr, und einen der Einschnitte in der Alleeinsel erreichte. Durch ihn konnte man zum Strand fahren und seinen Wagen dicht vor dem Sandstreifen abstellen.

Wieder flackerte das linke hintere Blinklicht des Wagens. Als wollte

der Padre zum Strand fahren.

Das tat er auch. Zusammen mit zwei anderen Wagen, die ihn in die Zange genommen hatten, rollte er in den Durchlaß hinein und mußte wenig später stoppen, um den Gegenverkehr vorbeizulassen.

Ich befand mich hinter ihm. Nur mehr ein Zombie hockte auf dem Rücksitz. Wenn ich an ihm vorbeischaute, könnte ich bereits die Rücken des Häuptlings und des Geistlichen sehen.

Ob der Kirchenmann bedroht wurde oder nicht, war nicht so genau zu erkennen.

Der Gegenverkehr wollte nicht abreißen. Man mußte schon was riskieren, wie z. B. nun der Padre. Er gab plötzlich Gas, als er eine kleine Lücke erspäht hatte. Gleichzeitig mit ihm starteten auch die anderen Wagen, ich ebenfalls, nur war für mich die Lücke leider geschlossen, denn die drei vor uns fahrenden Autos hatten schon Schwierigkeiten gehabt, überhaupt auf die andere Seite zu gelangen.

Ich fluchte, denn der Jeep fuhr nach links zum Strand, wahrscheinlich auf der Suche nach einer Parklücke.

Wir waren die Gelackmeierten.

Auch Manuel tobte. Die Flüche rollten nur so über seine Lippen.

Ich konnte nichts verstehen und riskierte es einfach.

Irgend jemand bremste rechts von mir. Ein anderer Fahrer hupte dröhnend und schimpfte wie ein Rohrspatz. Ich kam ohne einen Kratzer durch, und Manuel spendete mir Beifall.

Dann mußte ich das Lenkrad nach links reißen, um mich noch in den fließenden Verkehr einordnen zu können.

Es klappte.

Dicht an den Stoßstangen der geparkten Wagen fuhren wir recht langsam entlang. Immer auf der Suche nach dem Jeep.

Manuel stand wieder. Er schaute sich jeden Wagen an, denn ich mußte mich auf den Verkehr konzentrieren.

Plötzlich hörte ich den wilden Ruf des Jungen.

»Das Auto!«

Ich schaute nach rechts. In der Tat sahen wir dort den leeren Jeep in einer Parklücke, und nicht allzu weit entfernt fanden wir ebenfalls einen Abstellplatz, in den der VW gerade noch hineinpaßte.

Manuel war schon fast am Jeep, bevor ich den VW verließ, da ich noch meine Beretta nachgeladen hatte. Ich ging den kurzen Weg zurück und sah das Schulterzucken des Jungen.

»Keiner da!«

Ich nickte. Der Häuptling und der längste Zombie waren entkommen. Stellte sich die Frage, welchen Weg sie genommen hatten. Für mich gab es nur einen. Den zum Strand…

***

Und genau diesen nahmen wir auch.

Copacabana bei Nacht! Welch ein Ereignis! Wer hätte mich darum nicht beneidet. Das war Leben, Hektik, Wildheit und Rhythmus, denn aus zahlreichen Radio-Lautsprechern dröhnten die neuesten Hits. Und der Strand war gut besucht.

Da schlichen die Anmacher und Abstauber mit nacktem Oberkörper, kettchenbehängt und weißen Hosen herum. Schwarze, Weiße, Mischlinge mit gierigen Augen und dem gewissen Lächeln, auf das Frauen sehr schnell reagierten. Denn auch die Schönen der Nacht wollten nicht allein bleiben.

Ich sah gewagte Tangas, knappe Bikinis und raffiniert geschnittene Einteiler. In meiner Kleidung, die verstaubt und verschmutzt war, kam ich mir wie ein Fremdkörper vor, und manch glutäugiger Blick einer Schönen wurde abweisend, sobald mich die Kleine näher betrachtet hatte.

Diese beautiful People waren stets auf der Suche nach irgend etwas Neuem. Und auch Manuel und ich suchten. Nur befanden wir uns auf der Jagd nach einem Zombie und einem bewaffneten Häuptling.

Geräusche umgaben uns. Der Stimmenwirrwarr vermischte sich mit den Klängen der Musik, dem Brausen des Verkehrs und der Brandung.

Für meine Ohren war es ungewohnt. Die hier Suchenden und Umherstreifenden hatten sich daran gewöhnt. Zwei kräftige Burschen drückten uns einfach zur Seite. Sie trugen nur knappe Badehosen und waren mit Walkmen ausgerüstet.

»Die finden wir nie!« radebrechte Manuel.

»Mal sehen.«

»Wohin denn?«

Ich streckte meinen Arm aus und deutete dorthin, wo die Wellen allmählich ausliefen. »Wir können dort schauen.«

»Si.«

Je mehr wir uns dem Meer näherten, um so größer wurde unsere Bewegungsfreiheit. Nur mußten wir jetzt auch über die Personen hinwegsteigen, die sich auf Decken oder Matten hingelegt hatten oder in Gruppen zusammenhockten, eiskalte Getränke aus Gläsern oder Kokosschalen zu sich nahmen und den Abend genossen.

Über uns funkelte das Heer der Sterne. Die Hotels am Strand waren so dicht nebeneinander gebaut, daß es kaum Zwischenräume gab.

Um den Häuptling und den Zombie innerhalb dieses Wirrwarrs zu finden, benötigte man schon eine Riesenportion Glück.

Unsere Gegner hätten mir schon gegenüberstehen müssen, damit ich sie erkannte.

Leider taten sie mir den Gefallen nicht.

Schließlich war ich es leid und lief ein erstes Ziel an. Eine Insel mitten im Gewoge, so und nicht anders konnte ich den Getränkestand

bezeichnen.
Manuel freute sich darüber. »Ich habe auch Durst«, sagte er.
»Was willst du?«
»Cola!«
Das Viereck war umlagert. Bis zum Strand waren es nur wenige Schritte, deshalb saßen wir hier auch zahlreiche Gäste, die frisch aus dem Wasser gekommen waren und über deren Haut noch die blanken Perlen liefen.
Männer und Frauen amüsierten sich, und zischen ihnen knisterte die Erotik.
Auch ich hatte mich für eine Cola entschieden und mußte die dunkelhäutige Bedienung im knappen Tanga anschreien, damit sie mich überhaupt verstand. Ich zahlte sofort, als man uns die Büchsen hinschob und nicht einmal freundlich lächelte.
Manuel und ich paßten eben nicht in diesen Verein.
Ich trank in langsamen Schlucken. Die Kleidung klebte mir am Körper, und die Wunde schmerzte. Ein dunkelroter Blutstreifen lief bis gegen meine Hose. Die Pfeilwunde war bereits verkrustet.
Wieder suchten wir den Strand ab. Vom Strand hatten wir uns gelöst und schlenderten durch den noch vom Tage warmen Sand.
Gesurft wurde kaum noch. Dafür viel geschwommen. Die Köpfe der Badenden tanzten auf den Wellen. Schreie des Übermutes gellten uns entgegen. Ausgestoßen von Frauen, wenn die starken Arme der Anmacher sie umfingen und sie wieder tiefer in die Wellen zogen.
Zwei Mädchen rannten an uns vorbei. Sie schüttelten sich und übergossen uns mit Tropfenspuren. Es waren Europäerinnen. Ihre Haut konnte noch Bräune gebrauchen.
Verfolgt wurden die Blondinen von drei jungen Brasilianern.
Manuel beobachtete alles mit großen Augen. Das war für ihn, den Jungen aus den Slums, eine völlig fremde Welt.
Und dann hörte ich abermals Schreie. Diesmal hinter mir und anders.
Ich wirbelte herum.
Die Coladose fiel in den Sand, als ich sah, was am Kiosk geschah.
Der Zombie war plötzlich zwischen den Gästen und warf seinen Körper gegen das Gestänge des Standes…

***

Ich jagte los.
Plötzlich hielt mich nichts mehr. Und ich hatte wieder einmal das Gefühl, einen Zeitlupenfilm zu erleben, denn die Menschen warfen sich nach hinten, versuchten zu fliehen und kamen nicht alle weg, weil der Zombie den leicht gebauten Verkaufsstand einfach umgerissen hatte. Das Stoffdach fiel zusammen, die Stäbe knickten weg, dabei riß auch die Kabelverbindung zu den Lautsprechern, so

daß die Musik mit einem Mißklang verstummte.
Dies alles waren Erscheinungen, die ich am Rande wahrnahm.
Mich interessierte allein der Zombie, der höchstwahrscheinlich der Kontrolle des Häuptlings entglitten war.
Und er bekam eine Beute.
Es war eine der Blondinen, die vorhin an uns vorbeigerannt war.
Sie hatte sich einen Drink nehmen wollen, lag am Boden und wollte wegkriechen, aber da war die Totenklaue, die sie am linken Fußgelenk festhielt.
Über den Standboden zog der Zombie die Frau zu sich heran. Er lag selbst flach, war halb unter der Holztheke begraben, aber das machte ihm nichts aus, denn ein Untoter wie er verspürte keinerlei Schmerzen.
Ich mußte ihn rechtzeitig kriegen, damit er die Frau nicht umbrachte. Innerhalb weniger Sekunden hatte der Horror zugeschlagen. Aus dem fröhlichen Strandleben war eine Hölle geworden, in die ich mit beiden Beinen voll hineinsprang.
Die Blonde schrie. Sie hatte ihren Kopf etwas erhoben. Der Mund war weit geöffnet. Auf ihren violett geschminkten Lippen klebte Sand, und die Zunge stach hervor wie ein rosafarbener Lappen.
Vor ihr fiel ich in den Sand. Von dem Zombie sah ich nicht viel, die herabgestürzte Theke verbarg ihn zum größten Teil. An anderen Stellen kletterten verängstigte Menschen unter den Trümmern hervor.
Unter beiden Achselhöhlen packte ich das Mädchen, hievte sie ein wenig hoch und zog sie zu mir heran. Diese Bewegung war stärker als der Griff des Zombies, er wurde mitgezogen, weil er nicht losließ, und mir gellten dabei die Schreie der Blondine in den Ohren.
Dann sah ich ihn.
Über den Rücken der Frau schaute ich hinweg und konnte direkt in sein Gesicht starren.
Eine widerliche Maske, bestehend aus grauer Haut, Falten und ausgedörrten Lippen. Die Augen wirkten wie blasse Kugeln, und genau dazwischen zielte ich mit meiner Beretta.
Als der Schuß peitschte, schrie das Mädchen, aber die Kugel hatte nicht ihm gegolten.
Der Körper des Untoten sackte nach vorn. Er schlug noch mit dem Gesicht auf die Beine der Blonden, die auf einmal merkte, daß sie sich wieder bewegen konnte, plötzlich hochsprang und schreiend vom Ort des Geschehens wegrannte.
Ich ließ sie laufen, stand auf und hatte das Gefühl, in einem Vakuum zu stehen.
Die ehemaligen Gäste des Standes trauten sich nicht näher. Sie hatten auch den Schuß gehört. Sogar nach der Polizei wurde geschrien, das interessierte mich nicht.

Mein Augenmerk galt zwei Personen.
Dem Padre und dem Häuptling. Sie standen mit dem Rücken so dicht am Wasser, daß die auslaufenden Wellen die Füße umspülten.
Man hätte sie fast für Freunde halten können, wäre da nicht der Pfeil gewesen, dessen Spitze der Indio gegen die rechte Halsseite des Geistlichen drückte…

***

Ramon Sainho und ich schauten uns an. Das Gesicht des Geistlichen war blaß, er hatte den Mund geöffnet, sprach aber nicht und ließ mich noch näher herankommen.
Erst vier Schritte später sagte er krächzend. »Ich glaube, Sie sollten stehenbleiben, Senhor.«
Das tat ich.
»Er wird mich töten«, redete der Pfarrer weiter. »Ich weiß es, weil ich es spüre. Er kann nicht anders, wenn er seinen Gesetzen folgen will. Ich merke, wie er zittert, Senhor. Und wenn dies geschieht, möchte ich Sie um einen Gefallen bitten.«
Ich hielt die Beretta noch in der Hand. »Um welchen?« erkundigte ich mich rauh.
»Lassen Sie ihn laufen! Er gehört in den Dschungel. Die angeblich zivilisierten Menschen waren es doch, die ihn im Regenwald verfolgten und in diese fürchterliche Rache trieben. Man darf ihn nicht in den Kerker sperren. Er kennt nur die Gesetze seines Stammes, denen auch er gehorchen muß. Verstehen Sie mich?«
»Ja.«
Padre Ramon Sainho bewegte sich nicht. Er stand steif wie ein hochkant gerichtetes Brett. »Es sind nur wenige Sekunden. Er zittert schon stärker. Er hat auch erleben müssen, wie der letzte Helfer starb. Die Knochen sind zerstört. Alles ist…«
Da sah ich den Schatten.
Klein, wendig und über den Sandboden huschend. Kein erwachsener Mann, sondern ein Junge, und er befand sich hinter dem Pfarrer. Woher Manuel die Stange hatte, wußte ich nicht. Sie sah aus wie das Rohrstück eines Liegestuhls.
Und diese Waffe schleuderte er im letzten Moment!

***

Manuels Schrei zitterte noch in der Luft, als die Stange ihr Ziel traf und von der Seite kommend gegen den Schädel des Häuptlings schlug. Es war natürlich riskant gewesen, denn in einem Reflex hätte der andere noch zustechen können, aber der Pfarrer behielt zum Glück die Nerven. Bevor die Spitze in seinem Hals verschwinden konnte, drückte er seinen Kopf nach vorn, warf sich selbst zu Boden, so daß ich freie Sicht und freies Schußfeld auf den Häuptling bekam, der allerdings

ebenso schnell reagierte.

Er flog zur Seite und gleichzeitig nach hinten. Das Wasser spritzte auf, als er hineintauchte, sich hektisch bewegte, aber nur, um seinen Bogen in die Hand zu bekommen.

Den Pfeil hielt er noch in der Hand. Auf mich wirkte es so, als wäre der Pfeil aus den Wellen geflogen. Er hätte mich erwischen sollen, doch der Schußwinkel war zu schlecht, deshalb zischte er an mir vorbei.

Der Häuptling gab nicht auf.

Er rollte durch das Wasser, wirbelte auch Sand auf, bot ein schlechtes Ziel, und plötzlich stand er wieder da, mit einem zweiten Pfeil auf der Sehne.

In seiner Aufmachung wirkte er wie ein Relikt aus der grauen Vorzeit, und er schoß wieder. Diesmal hechtete ich zu Boden, sonst hätte mich der Pfeil erwischt.

Die Wellen umspülten den Mann, als er den dritten Pfeil auflegte und wieder auf mich zielte.

Ich dachte an die Worte des Geistlichen, schrie ihm zu, aufzugeben und dachte nicht mehr daran, daß er mich nicht verstand.

Dabei brachte ich es einfach nicht fertig abzudrücken.

Dafür schossen andere.

Hinter mir brüllten die Schüsse auf, und jede Kugel traf den Körper des Häuptlings, der einen makabren Tanz aufführte, bevor er in das Wasser kippte.

Nicht ein Laut des Schmerzes war aus seiner Kehle gedrungen.

Dieser Mann war gestorben wie ein Sieger.

Ich drehte mich um und spürte einen schlechten Geschmack in der Kehle, als ich die drei mit Revolvern bewaffneten Uniformierten sah, die den Häuptling auf dem Gewissen hatten.

Vielleicht war es für diese Leute Routine gewesen. Es konnte ihnen auch niemand verdenken. Was wußten sie schon von Magie, Mystik und einem geheimnisvollen Dschungelzauber?

Ramon Sainho stand bei dem kleinen Manuel und hatte den Jungen umarmt, denn er war es gewesen, der ihn gerettet hatte. Ich sah Tränen in den Augen des Geistlichen und reichte ihm die Hand.

»Dieser Mensch hat mir leid getan. Mein Gott, man hätte ihn nicht so abschießen müssen…« Der Geistliche sprach nicht mehr weiter und ließ den Jungen und mich stehen.

Er ging zum Wasser. Dort zogen die Polizisten die Leiche des Urwaldmenschen hervor, in respektabler Entfernung umringt von gaffenden Schaulustigen.

Der Pater sprach sehr laut mit den Polizisten, die ihm den Toten überließen.

Er kniete nieder, schloß die Augen der Leiche und gab ihr einen

christlichen Segen. Dann erst durften die Beamten ihn mitnehmen.

Auch wir gingen mit ihnen, denn es gab noch einiges zu berichten.

Ich schaute noch einmal auf den toten Zombie. Männer in grauen Kitteln räumten die Trümmer zur Seite und breiteten soeben eine Decke über die Schreckensgestalt aus.

Die Copacabana hatte ihre Sensation. Doch wie ich diese Leute hier einschätzte, würde man vielleicht noch in dieser Nacht zur Tagesordnung übergehen.

Für sie war das Leben so kurz, daß sie jede Stunde, die es ihnen schenkte, auskosten wollten.

Und damit dies in Erfüllung gehen konnte, gab es Männer wie Pater Sainho, Suko oder mich.

Darüber war ich nicht einmal traurig…

***ENDE***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 299 »In diesem Zimmer haust die Angst«